



Schulbau

Arbeitshilfe für Pädagogen und Architekten

„Blick über den Zaun“

ist ein Verbund reformpädagogisch orientierter Schulen aller Schularten in staatlicher wie in freier Trägerschaft, die im direkten Erfahrungsaustausch voneinander lernen wollen und sich seit 1989 dabei wechselseitig anregen, ermutigen, unterstützen. Der inzwischen auf rund 140 Mitgliedsschulen angewachsene Verbund (Stand: September 2013) repräsentiert eine große Vielfalt unterschiedlicher Schulkonzepte. Die Zusammenarbeit in Arbeitskreisen von jeweils 8 – 10 Schulen stützt sich auf

- ein gemeinsames Verständnis von „guter Schule heute“,
- gemeinsame Standards, an denen sie sich und ihre Arbeit orientieren und messen lassen wollen,
- ein gemeinsames Evaluationskonzept,
- eine gemeinsame schulpädagogische und bildungspolitische Position.

Die Texte, in denen diese Gemeinsamkeiten festgehalten sind, können im Internet unter **www.blickueberdenzaun.de** abgerufen und dort auch als Broschüren bestellt werden.

Vorwort

Trotz knapper öffentlicher und auch privater Kassen werden zurzeit in Deutschland viele Schulumgebaut, angebaut und sogar neu gebaut. Der Sanierungsstau auf der einen, die Entwicklung zur Ganztagschule und das Inklusionsgebot auf der anderen Seite, haben Bewegung in ein lange Jahre stiefmütterlich behandeltes Feld gebracht. Das Thema Inklusion hat - mehr als je zuvor - allen Beteiligten deutlich gemacht, dass sowohl individuelle Förderung als auch inklusives Lernen und Leben in Schulen mit den herkömmlichen Raumkonzepten – je Klasse ein normgerechter Klassenraum – nicht zu realisieren sind. Ein einfaches „Mehr desgleichen“ mit einfachen Raumvermehrungen oder kosmetischen Verschönerungsaktionen wird den neuen Anforderungen an flexibel nutzbare Lernräume für Gruppen und Einzelne nicht gerecht. In vielen Schulen geht es daher grundsätzlich darum, neue Lernumgebungen zu gestalten, die sich von der traditionellen Flurschule mit „Schuhkartonklassen“ auch strukturell unterscheiden. Oft ist dies nur in kleinen Schritten möglich.

Auch für die Schulen des ‚Blick über den Zaun‘ ist die Schulbauentwicklung eine große Herausforderung.

Mit der vorliegenden Broschüre möchten wir Anregungen und Hilfestellungen geben, beginnend bei Phase Null, der wichtigen Schnittstelle zwischen Schulkonzept und Raumplanung, bis zu konkreten Fragen der Gestaltung z. B. des Sanitärbereichs oder des Außengeländes.

Otto Seydel hat schon viele Jahre Schulbauten (mit-)beraten und (mit-)gestaltet und legt hier eine aus der Praxis entstandene und für die Praxis gedachte Schrift vor. Die dieser Schrift zu Grunde liegenden Konzepte wurden, im Rahmen verschiedener Projekte der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft/Montag Stiftung Urbane Räume (Bonn) zum Thema „Schulbau“ entwickelt, an denen Otto Seydel maßgeblich beteiligt war.

Der ‚Blick über den Zaun‘ betritt mit dieser Publikation Neuland und veröffentlicht in seiner Broschürenreihe einen Text, der nur auf den ersten Eindruck jenseits seiner bisherigen Kernthemen zu liegen scheint. Wie der Text aber zeigt, unterstützen die „Standards einer guten Schule“ nicht nur innere Entwicklungsprozesse – sie bieten ebenso einen hilfreichen pädagogischen Orientierungsrahmen für einen „guten Schulbau“.

Hans Kroeger,

Bielefeld im September 2013

Vorbemerkung

In den Standards einer guten Schule des ‚Blick über den Zaun‘ waren über räumliche Fragen einer Schule bislang nur erste Ansätze zu finden. Als dritter Pädagoge (L. Malaguzzi) – nach den anderen Kindern und nach dem Lehrer – spielt der Raum aber sehr wohl eine wichtige Rolle. Gravierende Auswirkungen auf den Schulalltag haben Größe, Gliederung und Zuordnung der Räume sowie ihre Ausstattung und Gestaltung. Im Folgenden soll der erste Aspekt – Größe, Gliederung und Zuordnung, also das architektonische Konzept i. e. S. – genauer betrachtet werden. Denn hier wird Pädagogik „in Beton gegossen“, die einmal fixierten räumlichen Strukturen sind wesentlich schwerer änderbar als Ausstattung und Gestaltung.

In der Vergangenheit wurden an vielen Schulen Baumaßnahmen geplant, ohne dass die Pädagogen die Chance hatten, Einfluss zu nehmen. Man verließ sich auf Standardvorgaben, die geprägt waren von einer Vorstellung von Schule, in der Unterricht hieß: Frontale Belehrung im 45-Minuten-Takt sowie „paper & pencil“. Diese Vorstellung hat sich grundlegend geändert und neuerdings auch das Planungsverfahren für einen Schulbau: Lehrer und Schüler werden heute bei vielen Projekten aufgefordert, sich in der Frühphase der Planung zu beteiligen. Wie aber kann diese Beteiligung aussehen? Weil Schulen bislang die bauliche Umgebung hinnehmen mussten als etwas, das unbeeinflussbar schien wie das Wetter, sind sie für diesen Dialog nicht geübt; in der Lehrerbildung kommt das Thema Raum i. e. S. (bislang) so gut wie gar nicht vor; im Laufe eines Lehrerlebens taucht die Frage als aktuelle Anforderung nicht sehr häufig auf; die Zeit, sich gründlich in die Planungswelt einzulassen, fehlt. – Aber wenn dann plötzlich die seltene Chance für die bauliche Veränderung des eigenen Arbeitsfeldes kommt, soll alles sehr schnell gehen.

Auf diese Ausgangslage soll die folgende Arbeitshilfe reagieren. Sie richtet sich an Schulen, die vor der Aufgabe stehen, in einer kollegialen „Planungsgruppe Bau“, der Schulkonferenz oder an einem Pädagogischen Tag das „pädagogische Fundament“ für die Baumaßnahme vorzubereiten. Das wird in den meisten Fällen eine Sanierung oder Erweiterung sein, manchmal sogar ein Neubau. Eine Maßnahme, die vielleicht zunächst nur als energetische Sanierung oder als Gebäudebestandssicherung veranlasst wurde, muss – selbst im Zeitalter knapper öffentlicher Mittel – immer auch als eine Gelegenheit zur pädagogischen Qualifizierung des Gebäudes genutzt werden. Im Idealfall ist die Fixierung des pädagogischen Fundaments der Baumaßnahme Teil einer sogenannten Phase „Null“, in der – vor Beginn der Bauplanungen im engeren Sinn – von allen beteiligten Akteuren die „Hausaufgaben“ für die Planer gemeinsam definiert werden. Dies geschieht in der Regel in einem längeren Prozess, der mit einer Klärung und Schärfung des eigenen Schulprogramms einhergehen muss. Denn eine Baumaßnahme kann den Anlass geben, das eigene Schulprogramm einer kritischen Revision zu unterziehen. Ein Schulbau hat eine „Lebenszeit“ von 40-60 Jahren und die Entscheidungen, soweit sie die Schule zu verantworten hat, müssen für die Zukunft taugen und nicht für die Vergangenheit.

Ausgehend von den vier „Grundüberzeugungen“ aus den Standards einer guten Schule des ‚Blick über den Zaun‘ werden dafür die „Schnittstellen“ zwischen pädagogischen und räumlichen Fragestellungen genauer beleuchtet. Es hat sich für diese Arbeitshilfe nicht als zweckmäßig erwiesen, jeden einzelnen Standard auf seine räumlichen Implikationen zu entfalten, sondern bestimmte übergreifende Aspekte zusammenfassen, die sich in der aktuellen Schulbaudiskussion als die pädagogisch-räumlichen Schlüsselthemen herauskristallisiert haben. Auch wurden drei Bereiche explizit aufgenommen, die zum Zeitpunkt der Formulierung der Standards noch kein breites öffentliches Thema waren, implizit aber bereits schon damals in den Standards erfasst waren: Ganztage, Inklusion und Neue Medien.

Der bislang in vielen Bundesländern übliche Größenansatz von 2m² pro Schüler in einer "Schuhkartonklasse" ist für einen modernen Unterricht in jeder Hinsicht unzureichend. In den „Leitlinien für leistungsfähige Schulbauten in Deutschland“ (2013), findet sich eine ausführlicher Vorschlag für einen neuen Flächenstandard der Schulen, der den im Folgenden vorgelegten Qualitätsanforderungen für einen Schulbau entspricht.

Die vier „Grundüberzeugungen“ sind übernommen aus dem Aufruf für einen Verbund reformpädagogisch orientierter Schulen (s. www.blickueberdenzaun.de).

Die Ausführungen zur Schulbauplanung basieren auf:

Otto Seydel, "Pädagogische Perspektiven für den Schulbau – 12 Thesen" (Symposium für einen "leistungsfähigen" Schulbau. Montag Stiftungen Urbane Räume / Jugend und Gesellschaft mit dem BDA Berlin 2012) Download unter www.schulentwicklung-net.de (Abruf am 19.07.2013)

Otto Seydel, „Hilfe, der Bagger soll kommen! Pädagogische Weichen für einen Umbau, Ausbau oder Neubau stellen“. In: Martin Bensen u. a., Unterrichtsqualität sichern, Loseblattsammlung Lieferung H 4.3, Raabe Verlag 2012

Beide Texte entstanden im Rahmen eines Projekts der Montag Stiftungen. Die Ergebnisse dieses Projekts sind – mit ausführlichen Begründungen und Bildbeispielen – sind dokumentiert u. a. in: Montag Stiftungen Jugend und Gesellschaft / Urbane Räume (Hrsg.): „Schulen planen und bauen. Grundlagen und Prozesse.“ Jovis Verlag / Friedrich Verlag 2012.

Hilfreich für die Schulbauplanung einer Schule sind auch

- das Themenheft „Schule umbauen: Lernräume gestalten“ der Zeitschrift „Lernende Schule“ 3/2012
- die laufend aktualisierte Internetdatenbank über modernen Schulbau www.lernraeume-aktuell.de.
- die „Leitlinien für leistungsfähige Schulbauten in Deutschland“ (2013), die von den Montag Stiftungen gemeinsam mit der Bundesarchitektenkammer erarbeitet wurden.

An die Diskussion einer jeden Grundüberzeugung im Blick auf ihre räumlichen Konsequenzen schließt sich eine Sammlung von weiterführenden Fragen an, deren Beantwortung nicht (allein) den Planern und Architekten überlassen sein darf. Sie müssen zunächst von der Schule diskutiert und beantwortet werden. Entstanden ist die Sammlung im Rahmen verschiedener Bauprojekte. Es waren Fragen, die aufmerksame Architekten im Vorfeld der Planungen an die Schule gestellt hatten – und keineswegs immer gleich eine Antwort bekamen.

Die Reichweite dieser Fragen ist sehr unterschiedlich: Sie reicht von Grundsatzfragen der Schulorganisation (z. B.: Soll die Schule über Jahrgangsteams oder über Fachteams organisiert werden?) bis zu scheinbar rein technischen Fragen, deren Beantwortung aber zunächst immer einer pädagogischen Klärung bedarf (z. B.: Soll die Schule eine Hausschuhschule werden?). Entscheidend ist: Die Schule muss nicht die räumlichen Lösungen entwickeln (das kann der Architekt in der Regel besser!), sondern so genau als möglich die Alltagprozesse und ihre pädagogische Funktion beschreiben – um so passgenauer kann der Architekt die räumlichen Konsequenzen entwickeln und planen. Es sind sehr viele Fragen, insgesamt 101– und jede Schule wird je nach Ausgangslage sogar noch weitere dazulegen. Sie können unmöglich alle allein vom Leser im Schnelldurchgang beantwortet werden. Die Sammlung ist vielmehr als Steinbruch gedacht für eine pädagogische Klausurtagung o. ä., in der viele Kollegen, aber auch Vertreter des Schulträgers und der Planer beteiligt sein sollten, um z. B. eine Entscheidungsvorlage für die Schulkonferenz zu erarbeiten.

Otto Seydel,

Überlingen im September 2013

Was ist ein guter Schulbau?

Eine Arbeitshilfe des Schulverbunds ‚Blick über den Zaun‘

Otto Seydel

Übersicht

- 8 **I Den Einzelnen gerecht werden – Individuelle Förderung und Herausforderung**
- 8 *Individuelles und gemeinsames Lernen: Vom engen Klassenzimmer zum differenzierten Raumangebot*
- 10 *Fragen zu den „allgemeinen Unterrichtsflächen“*
- 12 *Jedem Schüler gerecht werden: Von getrennten Schulstandorten/getrennten Räumen zur inklusiven Schule*
- 13 *Fragen zu den räumlichen Anforderungen an eine inklusive Schule*
- 14 *Lernen braucht Ruhe, Licht und Luft: Von ungesunden Räumen zu konsequenter Schallreduktion, mehr Licht, großen Bewegungsflächen, genügend Sauerstoff*
- 14 *Fragen zu den äußeren Lernvoraussetzungen*
- 15 **II „Das andere Lernen“ – erziehender Unterricht, Wissensvermittlung, Bildung**
- 15 *Lernen benötigt unterschiedliche Perspektiven und Möglichkeiten aktiver Erfahrung: Vom Instruktorraum zu Räumen, die vielfältig nutzbar sind – Werkstätten, Bühnen, Ateliers*
- 17 *Fragen zu den Raumqualitäten*
- 17 *Schule ist im Umgang mit Umwelt und Technik ein Vorbild: Von unsichtbarer Gebäudetechnik zu greifbaren Modellen*
- 18 *Fragen zur umweltverträglichen Schule*
- 19 *Kulturelles Lernen ist der Eckstein der Bildung: Vom gesichtslosen funktionalistischen Bauwerk zum sorgsam gestalteten Lern- und Lebensraum*
- 20 *Fragen zur ästhetischen Qualität*
- 20 *Die persönliche Begegnung mit Menschen und Sachen gewinnt im medialen Zeitalter zunehmend an Bedeutung: Von Schulbuch und Kreidetafel zu Tablet-PC und interaktivem Whiteboard*
- 21 *Fragen zu den neuen Medien*
- 22 *Ganztagsschule heißt nicht nur Lernen, sondern auch Toben, Verweilen, Reden, Essen und vieles mehr – in einem gesunden Rhythmus: Von hallenden, dunklen Fluren zu großzügigen, abwechslungsreichen Aktionsflächen draußen und drinnen*
- 24 *Fragen zum Ganztag*
- 26 **III Schule als Gemeinschaft – Demokratie lernen und leben**
- 26 *Der demokratische Staat benötigt eine demokratische Schule: Von einer Schule ohne Mittelpunkt zu einem gemeinsamen Ort für die Schulgemeinde*
- 27 *Fragen zum „Herz der Schule“*

- 27 *Die Schule öffnet sich zum Umfeld. Das Umfeld öffnet sich zur Schule: Von der geschlossenen Schule zur wechselseitigen Nutzung zentraler Funktionsbereiche in regionalen Bildungslandschaften*
- 28 *Fragen zur Beziehung von Umfeld und Schule*
- 29 *Das „Schule-Bauen“ ist ein Prüfstein eines „demokratischen Gemeinwesens“: Von einer entmündigten Schule zur verantwortungsbewussten und wirksamen Nutzerbeteiligung*
- 30 *Fragen zur Beteiligung der Schule am Planungsprozess*
- 31 **IV Schule als Lernende Institution – Reformen „von innen“ und „von unten“**
- 31 *Lehrer arbeiten nicht als „Einzelkämpfer“, sondern im Team: Vom überlasteten Lehrerzimmer zu Teamstationen und Lehrerarbeitsplätzen*
- 32 *Fragen zu den Lehrerarbeitsplätzen*
- 33 *Ein guter Schulbau ist nie abgeschlossen: Von einer fixen Standardlösung zu einem lernenden System*
- 33 *Fragen zur Inbetriebnahme*
- 34 **Anhang – Übersicht über die Beispielschulen**

Den Einzelnen gerecht werden – individuelle Förderung und Herausforderung

Die wichtigsten Vorgaben für jede Schule sind die ihr anvertrauten Kinder, so, wie sie sind, und nicht so, wie wir sie uns wünschen mögen. Sie haben ein Recht darauf, als einzelne, unverwechselbare Individuen mit unverfügbarer Würde ernst genommen zu werden. Sie haben ein Recht darauf, dass die Schule für sie da ist und nicht umgekehrt.

Individuelles und gemeinsames Lernen: Vom engen Klassenzimmer zum differenzierten Raumangebot

Einerseits gilt: Jedes Kind, jeder Jugendliche lernt auf seine Art. Lernen findet im eigenen Kopf, im eigenen Körper statt. Andererseits: Individualisierung des Lernens, persönliche Zuwendung und Betreuung, Förderung des Einzelnen bedeuten keineswegs soziale Vereinzelung. Darum gilt zugleich auch: Lernen benötigt Partner und Vorbilder, Anerkennung und Auseinandersetzung.

Für den konstruktiven Umgang mit Heterogenität, der dem Einzelnen in seiner Lerngruppe gerecht wird, gibt es eine Bedingung: Die Organisation der Arbeits- und Sozialformen im Unterricht muss hochvariabel sein, um sowohl individuelles als auch gemeinsames Lernen zu ermöglichen. Die Schule muss darum gleichwertig Zeit und Raum geben für ein Lernen:

- allein, jeder für sich – aber nicht allein gelassen, sondern mit klar vereinbarten und dann verbindlichen Arbeitsaufträgen und Erfolgserlebnissen;
- in der Kleingruppe (mit zwei bis sechs Lernenden), die unterstützt wird, kooperative Arbeitsformen zu lernen;
- frontal, also über den klassischen Lehrer- oder Schülervortrag oder über das fragend-entwickelnde Unterrichtsgespräch, wenn Thema und Arbeitsprozess diese Arbeitsform erfordern;
- im Kreis der Klasse (im Idealfall 15 bis 20 Lernende), in dem jeder jeden sehen kann, damit alle wirklich miteinander sprechen und gemeinsame Angelegenheiten aushandeln können.
- im Jahrgang, der Teilgruppe aus dem Schulhaus oder gar mit der ganzen Schule, bei Präsentationen, gemeinsamem Wochenschluss, Disput über alle betreffenden Themen, aber auch bei Festen und Feiern.

Dafür braucht die Schule überschaubare sozial-räumliche Strukturen. Übersteigt die Größe einer sozialen Einheit in einer Schule 100-120 Personen, verstärkt sich der Prozess der Anonymisierung, der Verantwortungsdiffusion, des nicht mehr kontrollierbaren Vandalismus. Dieser Erfahrungswert für den Zusammenhang zwischen Zahl der Menschen und der Qualität des Sozial- und Arbeitsklimas hat erhebliche Konsequenzen. Dabei müssen wir keineswegs zurück zur Zwergschule. Die Lösung liegt in der Bildung von teilautonomen Untereinheiten (z.B. in einem „Cluster“, der „Schule in der Schule“, vgl. Wartburg-Grundschule Münster), die Schülern wie Lehrern räumlich und sozial eine „Beheimatung“ erlauben und zugleich die beschriebene Variabilität der Unterrichtsorganisation ermöglichen. Diese Cluster werden von handlungsfähigen Lehrerteams (sechs bis zwölf Kollegen) organisiert – sei es als Jahrgangsteams, sei es als Fachteams.

Für die räumliche Organisation einer Schule bedeutet dies: Sie muss sich entwickeln vom engen Klassenzimmer zum differenzierten und zugleich integrierten Raumangebot.

Zwei Quadratmeter Fläche pro Schüler in einem konventionellen Klassenraum waren geeignet, um Unterricht als Frontalunterricht zu organisieren. Wie sehen nun aber die Alternativen aus, die die geforderte systematische Variation individueller und gemeinsamer Arbeitsformen zulässt? Drei Lösungsvarianten werden derzeit praktiziert:

1. „Klassenraum plus“: die Erweiterung des Klassenzimmers durch Vergrößerung der Fläche und angrenzende Gruppenräume (die IT-Schule Stuttgart z.B. hat durch die weitgehende Integration von Fachraumfunktionen in den Klassenraum die Standardgröße ihrer Klassenzimmer mehr als verdoppelt);
2. Offene Lernlandschaften: die offene Fläche mit – mehr oder weniger stark im Voraus gegliederten – Zonen;
3. Cluster: die Zusammenfassung mehrerer Unterrichtsräume zu einer räumlichen Funktionseinheit.

- Cluster -

Die dritte Variante, das Cluster, soll an dieser Stelle ausführlicher vorgestellt werden, da sie große pädagogische Potenziale birgt. Zumal sich dieses Raumkonzept in einer großen Schule bewährt hat: „Die kleine Schule in der großen Schule“.

In den Standards des ‚Blick über den Zaun‘ heißt es unter der Überschrift „Individuelle Zuwendung, Betreuung“ an allererster Stelle:

„Die Schülerinnen und Schüler wissen, wohin sie gehören, wohin ihre Sachen gehören und die der anderen. Sie finden ihren Klassenraum geordnet vor.

- Sie haben feste Ansprechpartner, und diese haben Zeit für sie.
- In der Gruppe können sie ihre Erlebnisse und Probleme vorbringen.
- Sie finden Hilfe und Beratung für persönliche Probleme bei allen für sie zuständigen Erwachsenen.
- ...“

Im Cluster werden zwei bis (maximal) sechs Klassen- oder Lernräume in einer räumlichen Einheit zusammengefasst. Multifunktional zugeordnet sind Erschließungsflächen und Gruppenräume, mit einsehbaren Zwischenräumen und Nischen, Sicht- und Geräuschzonierungen. Zugeordnet sind ebenfalls: Sanitäreanlage, Eingangszone, Außenbereich sowie ein Lehrerstützpunkt mit Besprechungstisch und Arbeitsplätzen. Gegebenenfalls teilen sich mehrere Cluster einer Schule für die Sekundarstufe I oder II ein „Auditorium“, einen regelrechten Hörsaal.

Das Clusterkonzept ist nutzbar für ganz unterschiedliche Organisationsprinzipien einer Schule: Das Cluster kann Jahrgangsstufen oder jahrgangsübergreifende Klassenfamilien aufnehmen. Aber auch ein Fachraumprinzip lässt sich mit diesem Konzept verbinden. An die Stelle der Jahrgänge oder Klassenfamilien treten dort die Fachbereiche: Es entstehen Deutsch-Cluster, Mathematik-Cluster, Naturwissenschafts-Cluster etc. Ein solches Fachraumprinzip wird in der Regel eher für die oberen Klassen gewählt, die ohnehin weitgehend organisatorisch individualisiert in Kursen arbeiten. Für die Oberstufe hat das Thema „Beheimatung“ in der Schule einen niedrigeren Stellenwert als für die jüngeren Schüler. Es gibt aber auch Grundschulen, die – ohne das Stammgruppenprinzip aufzugeben – ihren Räumen ein Fachgesicht geben: Sprache, Sachunterricht, Mathematik, Ästhetik usw. (z.B. in der Grundschule Unter-Schönmattenweg).



Fragen zu den „allgemeinen Unterrichtsflächen“

Welche pädagogische Organisationsform soll die Schule haben?

Schulische Organisation	Räumliche Organisation	Beispiel
Einzelklassen	Klassenraum plus Erweiterung des Klassenzimmers durch zusätzliche Flächen und angrenzende Gruppenräume	Konventionell
Lehrerraumkonzept Jeder Lehrer hat seinen festen Raum, die Schüler kommen zum Lehrer.		Genoveva Gymnasium Köln
Jahrgangsteamkonzept <i>Alle Klassen eines Jahrgangs sind zu einer Einheit zusammengefasst. Die Klassen wiederum sind in bestimmte Untereinheiten gegliedert: Stammgruppen, Tischgruppen o.a.</i>	Cluster Zusammenfassung mehrerer Unterrichtsräume und Erschließungsflächen zu einer räumlichen Funktionseinheit	Georg-Christoph- Lichtenberg- Gesamtschule Göttingen- Geismar
Lernhaus <i>Alle Klassen eines Zugs (z.B. Klasse 1-3, 4-6 oder 7-10) sind zu einer Einheit zusammengefasst.</i>		Grundschule Landsberger Straße Herford
Fachbereichskonzept <i>Jeder Fachbereich (nicht nur Naturwissenschaften, sondern z.B. auch Sprachen, Gesellschaftswissenschaften etc.) ist in einer eigenen Einheit zusammengefasst. Jedes Fach erhält ein „Gesicht“, Pufferräume sichern Flexibilität. Die Schüler kommen zum Fach.</i>		
Basekonzept: Lerngruppen Statt eines Klassenverbandes werden 60 (+/-) Schüler zu einer Einheit zusammengefasst, die wiederum in mehrere Einheiten untergliedert sind (z.B. Tutorate mit 15 Schülern, Projektgruppen mit 4 Schülern o.ä.)	Lernlandschaft Offene Fläche mit – mehr oder weniger stark – im voraus gegliederten Teilbereichen	Ringstabekk Skole
Basekonzept: individualisiert Statt eines Klassenverbandes werden 60 (+/-) Schüler zu einer Einheit zusammengefasst, jeder Schüler arbeitet individuell (Lernbürokonzept). Temporäre Arbeitsgruppen werden nach Leistungsniveaus oder themenbezogen gebildet.		Schule Bürglen
Lerngruppen Statt eines Klassenverbandes werden 60 (+/-) Schüler zu einer Einheit zusammengefasst, die wiederum in mehrere Einheiten untergliedert sind (z.B. Tutorate mit 15 Schülern, Projektgruppen mit 4 Schülern o.ä.)	Open Space Offene Fläche ohne statisch vorgegebene Untergliederungen	Laborschule Bielefeld

- ? Welchen Stellenwert haben unterschiedliche Sozialformen beim Lernen und Lehren (allein, zu zweit, in der Kleingruppe, in der Klasse, im Jahrgang...)?
- ? Gibt es eine bestimmende Basiseinheit für die Unterrichtsorganisation, wo ist der soziale „Anker“ (der Einzelne, die Tischgruppe, die Klasse, der Jahrgang...)?
- ? Sollen leistungsheterogene und / oder leistungshomogene Gruppen organisiert werden?
- ? Wie soll der Wechsel der Lernformen „mit allen Sinnen“ und „paper & pencil“ sichergestellt werden?
- ? Welchen Stellenwert hat der Wechsel zwischen Bewegung und Ruhe im Unterricht?
- ? Welcher Grad an Offenheit der Unterrichtsflächen ist erwünscht auf einer Skala zwischen
 - ? offen (Open-Space-Konzept),
 - ? teiloffen (Cluster- bzw. Lernlandschaftskonzept) und
 - ? geschlossen (konventionelles Klassenzimmer)?
- ? Gibt es Unterschiede im Grad der Offenheit zwischen den Altersstufen (Primarstufe, Sekundarstufe I oder II)?
- ? Bei einer Clusterlösung: Wie soll die Flächenverteilung zwischen Unterrichtsräumen und gemeinsamer „Mitte“ ausgelegt werden: „große Mitte + kleine Klassenräume“ oder „kleine Mitte + große Klassenräume“?
- ? Welche „Fachraumfunktionen“ sollen in das Cluster / in den Unterrichtsraum übernommen und zugleich die eingesparten Flächen dem Cluster / den Unterrichtsräumen anteilig zugeschlagen werden (Laptopwagen statt Computerraum; Experimentierwagen / Forscherecke statt Forscherwerkstatt / NW-Raum; basteltaugliche Tischoberflächen statt Kunstraum; optimale Schallisolierung statt Musikraum, Lesecken statt große Bibliothek etc.)?
- ? Wo findet individualisiertes Lernen statt? Gibt es zusätzliche Arbeitsflächen / Lesecken im Cluster / in der Bibliothek / im Lernzentrum / in einer eigenen „Study Hall“ / auf den Erschließungsflächen / auf dem Schulhof?
- ? Welchen anderen Räumen ist die Bibliothek / das Lernzentrum zugeordnet?
- ? Welche strukturellen Untergliederungen soll die Schule erhalten, um sozial überschaubare Einheiten zu schaffen? Wie stark sollen sie als Einheiten betont werden?
- ? Wird die Schule mittelfristig wachsen oder schrumpfen? Werden Klassen größer, ziehen Klassen um, sollen Räume umfunktionierbar sein etc.?
- ? ...

Jedem Schüler gerecht werden: Von getrennten Schulstandorten/getrennten Räumen zur inklusiven Schule

Der Schritt zur inklusiven Schule ist in Deutschland unumkehrbar – nicht zuletzt seit der Ratifizierung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen durch die Bundesrepublik im Jahr 2009. „Inklusion“ meint: Jede Schule respektiert die Einmaligkeit jedes Einzelnen und nutzt zugleich die Unterschiedlichkeit zu wechselseitiger Unterstützung. Niemand wird ausgeschlossen. Es geht um unterschiedliche Ausprägungen der persönlichen Entwicklung, der körperlichen und geistigen Stärken wie Schwächen. Die Inklusionsforderung zielt also nicht etwa nur auf die Einbeziehung behinderter Menschen ab, sondern thematisiert alle Besonderheiten, die zu Ausgrenzungen führen können – des sozialen oder migrationsbedingten Hintergrunds, des Geschlechts u. a. m.

Aus dem täglichen Kontakt mit der Unterschiedlichkeit der Menschen erwachsen – eine entsprechende Förderung vorausgesetzt – soziale, kognitive und emotionale Qualifikationen, die ohne diese Erfahrungen gemeinsamen Lernens nicht möglich wären. Die Ergebnisse anderer Länder zeigen, dass dies auch und gerade für ausgesprochen leistungsstarke Kinder und Jugendliche gilt.

Der Weg von getrennten Schulformen/Schulstandorten hin zu „einer Schule für alle“ bedeutet bauseitig zunächst: Für Schülerinnen und Schüler sowie Lehrerinnen und Lehrer mit dauerhaften körperlichen Einschränkungen ist Barrierefreiheit gefordert. Das betrifft gemäß DIN 18040-1 u. a.

- Rampen
- rollstuhlgerechte Flur- und Türbreiten sowie entsprechende Arbeitszonen, z. B. in den NW- und Technikräumen
- Aufzug
- Mehr-Sinne-Prinzip des Leitsystems
- Zugänglichkeit der Bedienelemente
- Optimierte Schall- und Lichtverhältnisse

Angesichts der Tatsache, dass nur etwa 7 % der Schülerinnen und Schüler, die bislang in Förderschulen separiert waren, zu der Gruppe der „körperlich/motorische Entwicklung“ gehören, den größte Anteil die Gruppen „Lernen“ sowie „emotionale/soziale Entwicklung“ stellen, liegt die räumliche Anforderung an anderer Stelle: Bewegung, Rückzug und Orientierung sind die Voraussetzungen, die die konventionellen Förderschulen sichern. Dafür müssen jetzt in der Regelschule Äquivalente geschaffen werden. Mindestens ebenso wichtig (wenn nicht sogar wichtiger) wie die Forderung nach Barrierefreiheit sind also drei weitere Anforderungen:

1. Die Gliederung der Schule in überschaubare, stabile soziale Einheiten,
2. Die Ausweitung der regulären Unterrichtsfläche,
3. Die Bereitstellung von Rückzugs- / Differenzierungsräumen (mindestens einer je Cluster)

Diese beiden Forderungen, die bereits im Zusammenhang mit den allgemeinen Unterrichtsflächen für den Regelunterricht eine zentrale Rolle spielen (s. o.), erhalten mit dem Thema Inklusion eine zusätzliche Dringlichkeit, da sich das Spektrum der Lernformen zusätzlich erheblich erweitert. Der bislang übliche Flächenansatz für allgemeine Unterrichtsflächen muss in einer inklusiven Schule um 10-15 % erhöht werden.

Das hat zwei Gründe.

1. Insbesondere Schüler und Schülerinnen mit sozial-emotionalen Störungen, die bislang in entsprechend ausgestatteten Sonderschulen getrennt waren, haben ein hohes Bewegungs- wie Ruhebedürfnis. Dies muss zwingend bei der Festlegung der Flächen zusätzlich berücksichtigt werden, andernfalls ist mit erheblichen neuen Belastungen für alle Beteiligten zu rechnen.
2. Praxisbezogener Unterricht erhält vor allem für Schüler mit Lernschwierigkeiten – aber auch für die „Intellektuellen“ mit „zwei linken Händen“ – eine besondere Bedeutung; die Werkstätten, NW-Räume etc. müssen dementsprechend ausgebaut und ausgerüstet werden (einbezogen der Bereiche mit rollstuhltauglichen Wegbreiten).

Zum Anforderungskatalog einer inklusiven Schule zählen darüber hinaus weitere Räume/Flächen, vor allem:

- Behindertengerechte Toilette, Pflegebereich mit Dusche,
- Krankenstation mit Arztzimmer,
- Bewegungsraum als multifunktionaler Therapiebereich,
- Einbeziehung der pädagogischen Fachkräfte, persönlichen Assistenten etc. in das Flächenprogramm für den Lehrerbereich.

Die Arbeitsplätze für Lehrende und pädagogisches Fachpersonal (Integrationshelfer) sollten auf keinen Fall getrennt vom übrigen Personal angeordnet werden – der tägliche Austausch hat gerade in der inklusiven Schule eine zentrale Bedeutung.

Nicht alle Spezialräume für alle Formen körperlicher Behinderung können und müssen in jeder inklusiv arbeitenden Schule bereitgestellt werden. Dies hängt von der Frage ab, welche Schüler mit welchem Assistenzbedarf an welcher Schule aufgenommen werden. Jede Beschränkung dieser Art kann zwar erneut Exklusion bedeuten und zu einer »heimlichen« Weiterführung des aussondernden Förderschulkonzepts verleiten. Das „Zero-Limit“-Konzept (jede Schule ist prinzipiell für jedes Kind zugänglich) wäre die konsequente Umsetzung der Inklusionsforderung. Nicht zuletzt aber aus finanziellen Gründen und vor allem um der Konzentration von besonderen personellen Unterstützungskapazitäten willen wird vermutlich die Einrichtung von inklusiven Schwerpunktschulen mit speziellen Förderschwerpunkten vielerorts der Kompromiss werden.

Deutlich ist: Nutznießer dieser Erweiterungen einer inklusiven Schule sind in jedem Fall alle Schülerinnen und Schüler.



Fragen zu den räumlichen Anforderungen an eine inklusive Schule

- ? Wie wird die Überschaubarkeit der Schule gesichert?
- ? Wie werden besondere Bewegungs- und Rückzugsanforderungen berücksichtigt?
- ? Welche besonderen Anforderungen sind an die Sanitärbereiche zu stellen?
- ? Soll das Inklusionskonzept mit einer Schwerpunktbildung verbunden werden?
- ? Sollen im Prinzip alle Formen von besonderem Förderungsbedarf in der Schule aufgenommen werden können (Zero-Limit-Konzept)? Oder soll die Schule, in Abstimmung mit Nachbarschulen, einen oder mehrere Schwerpunkte bilden?

- ? In welchem Verhältnis stehen im Unterricht innere und äußere Differenzierung? Sollen besondere Angebote / räumliche Bereiche für die Schülerinnen und Schüler mit besonderem Förderungsbedarf vorgehalten werden oder kann die Inklusion vollständig umgesetzt werden? Wo gibt es Grenzen für einen gemeinsamen Unterricht?
- ? ...

Lernen braucht Ruhe, Licht und Luft: Von ungesunden Räumen zu konsequenter Schallreduktion, mehr Licht, großen Bewegungsflächen, genügend Sauerstoff

Jedes Kind, jeder Jugendliche benötigt zum erfolgreichen Lernen seinen Kopf – und seinen ganzen Körper. Damit sind – auf den ersten Blick – sehr schlichte Bedingungen gemeint wie „richtig hören“, „gut sehen“, „sich ausreichend bewegen“, „richtig atmen“ können. Die entsprechenden Rahmenbedingungen aber wurden – obwohl bekannt – in der Vergangenheit oftmals sträflich vernachlässigt: unzureichende Lichtverhältnisse, schlechte Luft, überheizte Räume, bedrängende Enge im Unterrichtsraum und eine katastrophale Akustik. Lehrer und Schüler hatten sich daran gewöhnt, sie so hinzunehmen, wie man schlechtes Wetter akzeptiert – als etwas Unveränderliches. Diese Faktoren aber gehören zu den vermeidbaren Stressoren, die Lernen vielfach schlicht verhindern oder zumindest sehr erschweren. Darum stehen sie hier an erster Stelle.

Für Neubauten von Schulen gelten zwar inzwischen hohe Standards der Landesbauordnungen. Pädagogischen Anforderungen im Blick auf Fragen wie Luftqualität oder unterschiedliche Nachhallanforderungen genügen sie oft aber noch nicht. Altbauten bergen zusätzlich brisante Prioritätenprobleme. Nachdem offenkundig gesundheitsschädigende Mängel abgestellt sind (Schimmel, Asbest, Giftstoffe im Boden etc.), müssen Vorrang vor anderen Sanierungsmaßnahmen haben: konsequente Schallreduktion (gerade auch in Fluren, Treppenhäusern und Turnhallen), besseres Licht und gute Luft. Ob die Optimierung von Licht und Luft durch technische Lösungen – vollautomatische Regelungssysteme – oder durch eine Verstärkung der Nutzerbeteiligung – „Mief-Ampeln“ signalisieren: „Fenster auf!“ u.ä. – erreicht werden soll, muss eine pädagogische Entscheidung bleiben (siehe z. B. Grundschule Welsberg).

Für die Wahl des Standortes einer Schule muss gelten, was eigentlich selbstverständlich sein müsste: Die Umgebung, in der Kinder und Jugendliche aufwachsen, ist so weit als irgend möglich emissionsfrei (Rauch, Staub, Verkehr, Lärm und Gerüche).



Fragen zu den äußeren Lernvoraussetzungen

- ? Auf welcher pädagogischen Basis soll die Sicherung der äußeren, physischen Lernvoraussetzungen erfolgen: Sollen vorrangig automatisierte Lösungen gesucht werden (z. B. sensorgesteuerte Belüftung, dynamisches Licht)? Oder sollen vorrangig Lösungen gesucht werden, die Schüler und Lehrer in eine stärkere Verantwortung nehmen („Sauerstoffwächter“)?
- ? Welchen Stellenwert hat ein direkter Zugang aus dem Klassenzimmer nach draußen?
- ? Eine Frage (nicht nur) der Akustik: Soll die Schule eine „Hausschuhschule“ werden (Straßenschuhe werden im entsprechend erweiterten Eingangsbereich z. B. zum Cluster gewechselt)?
- ? ...



„Das andere Lernen“ – erziehender Unterricht, Wissensvermittlung, Bildung

Schulen haben die Aufgabe, die Heranwachsenden mit den Grundlagen unserer Kultur vertraut zu machen: Wissenschaft und Technik, Religion und Philosophie, Kunst, Musik und Literatur. Bildung heißt, sich diese Grundlagen je individuell und gemeinsam mit anderen erschließen zu können, sich Sinn- und Wertfragen zu stellen, sich in der Demokratie zu bewähren, die Verfahren der Wissenschaft und die Formen und Wirkungen ästhetischen Gestaltens zu erproben und zu verstehen. Lernen ist umso wirksamer, je mehr es an Erfahrung,

(Selbst-)Erprobung, Bewährung und Ernstfall gebunden ist. Lernen ist umso weniger wirksam, je stärker es nur rezeptiv, fremdgesteuert, einseitig kognitiv bleibt: „paper and pencil“ sind wichtige Hilfsmittel, aber schlechte Lehrmeister. Lernen braucht Erlebnis und Erfahrung ebenso wie Übung und Systematik; seine Qualität hängt davon ab, wie sich beide ergänzen. Lernen ist ein individueller Prozess, der sich im sozialen Kontext vollzieht, ist angewiesen auf kooperatives Handeln, Erforschen und Erproben. Neugier, „Forschergeist“, Lernfreude und Ernst sind die Voraussetzungen für die aktive „Aneignung von Welt“, die den Kern von Bildung ausmacht. Die wichtigste Aufgabe der Schule ist, Lernen so anzulegen, dass daraus Bildung werden kann. Darum braucht Lernen Freiraum: die Freiheit der Schule, den Unterricht jeweils neu zu denken und auf Bildung anzulegen, Zeit und Freiheit für aktive Formen der Aneignung, für selbstständiges und selbsttätiges Lernen und eigenverantwortliches Handeln. Lernen braucht individuelle und gemeinsame Rückmeldung, Präsentation und gesellschaftliche Anerkennung von Ergebnissen.

Lernen benötigt unterschiedliche Perspektiven und Möglichkeiten aktiver Erfahrung: Vom Instruktionsraum zu Räumen, die vielfältig nutzbar sind – Werkstätten, Bühnen, Ateliers

Die Erfindung der alten Schule basierte auf der Annahme, dass es möglich und nützlich sei, die Schüler mit möglichst vielen Details aus dem gesamten Kosmos des Wissens vertraut zu machen. Aktivitäten wie Sammeln, Abschreiben, Nachsagen usw. waren damals dominant. Das Zeitalter enzyklopädischer Gelehrsamkeit aber ist vorbei. Die Halbwertszeit wissenschaftlicher Erkenntnisse wird immer kürzer, liegt nach Schätzungen bei unter zehn Jahren. Fast alle Wissensbestände, die sich Kinder und Jugendliche im Unterricht aneignen sollen, sind heute von einem Smartphone aus zu jeder Zeit von jedem Ort mit wenigen Klicks abrufbar. Voraussetzung für Bildung und Lebens-tauglichkeit ist aber nicht nur Wissen, sondern auch Können. Gemeint sind Kompetenzen wie „sich eigenständig Informationen beschaffen“ und sie „für Problemlösungen nutzen“, diese auch „kritisch hinterfragen und einordnen“ und „verständlich weitergeben“ können. Die vorrangige Aufgabe ist nicht, Antworten auswendig zu lernen, sondern die richtigen Fragen zu stellen. Daten, Vokabeln, Termini und Formeln müssen weiterhin geübt werden – aber in anderer Absicht: um richtig fragen zu können. Lernen als Basis von Bildung heißt aber z. B. auch:

- selbst staunend entdecken: Gestalten und Muster, Regelmäßigkeit und Abweichung, Ursachen und Wechselwirkungen;
- selbst experimentieren, Neues imaginieren;
- selbst etwas darstellen in Szene, Bild oder Text;
- selbst aus Fehlern Konsequenzen ziehen;
- ...

In den Standards des ‚Blick über den Zaun‘ heißt es in Abschnitt II.1 u. a.:

- Fachliches Lernen geschieht an kulturell und individuell bedeutsamen Gegenständen.
- Der Unterricht orientiert sich primär an den Anforderungen der Sache, nicht an den Fächergrenzen, und zielt auf vernetzendes Denken.
- Systematische Belehrung ist der aktiven Aneignung nachgeordnet; sie ergänzt diese, soweit die Sache es erfordert.
- Lernen vollzieht sich wesentlich als individuelle, aktive Aneignung, als ganzheitlicher Prozess; die Schülerinnen und Schüler bekommen dazu Anregungen und Anleitung.
- Sie erfahren Lernen als etwas, was mit ihnen zu tun hat und ihnen die Möglichkeit bietet, sich als Person zu bewähren; ihnen wird verantwortliches Handeln zugetraut und zugemutet.
- Die Schülerinnen und Schüler erschließen sich fachliche Zugänge so weit wie möglich durch eigenes Erproben und Experimentieren (genetisches Lernen). [...]
- Sie lernen, sich erreichbare Ziele zu setzen, planen und reflektieren ihre Arbeit und setzen dafür geeignete Verfahren und Formen ein (Projektskizzen und -pläne, Mindmap, Lerntagebuch...).
- Sie stärken ihre Selbstwirksamkeitsüberzeugung durch Herausforderungen, die bis an ihre Leistungsgrenze reichen und bewältigt werden können.
- Sie koordinieren die Arbeit der Gruppe, legen Verfahren, Zeiten und Regeln fest und achten auf deren Einhaltung.
- Sie konzipieren und planen besondere individuelle Leistungen über längere Zeit.
- Sie kennen und verwenden dafür notwendige oder hilfreiche Verfahren (Logbuch, Lerntagebuch...) und wissen, wo und wie sie Unterstützung finden.

Lernen schließt notwendig immer auch Rekonstruktion bereits bekannten Wissens ein. Aber dies ist kein auf Nachahmung beschränkter Prozess, sondern ein aktiver Aneignungsvorgang, der das Anzeigende modifiziert, bricht, verändert. Lernen ist also immer ein aktiver und zugleich interaktiver Prozess. Alle Sinne müssen beteiligt sein können. Es gilt, verschiedene Zugänge zum Lernen zu ermöglichen, die der Vielfalt unterschiedlicher Lernwege entsprechen.

Können rangiert vor Wissen, und Wissen muss individuell organisiert werden. Dafür muss das Lernen selbst gelernt werden. Kinder und Jugendliche werden sich ihres Lernens insbesondere dann bewusst, wenn sie vielfältige und häufige Perspektivwechsel einnehmen können: hier Zuhörer, dort Redner; hier Beobachteter, dort Beobachter; hier Lerner, dort Lehrer usw.

Für dieses andere Lernen ist der konventionelle Klassenraum weitgehend ungeeignet. Er muss zu einer großflächigen „Werkstatt“ einem „Atelier“ werden, das ergänzt werden kann, z. B. auch mit einem klassischen „Hör- und Sehsaal“ für konzentrierte Instruktionsphasen. Dazu kommen Lager, Leseplätze, Präsentations- und Ausstellungsflächen. Außenanlagen erweitern die Aktionsfelder, geben Raum für Experimente und ästhetische Inspiration, Naturerfahrungen, einen sicheren Umgang mit Gefahren, für einen Schulgarten und manchmal sogar für Tiere (vgl. die Grundschulen GS Adenbüttel, GS Harmonie Eitorf sowie die Freie Reformschule Ilmenau).

Monofunktionale, ausstattungsintensive Arbeitsbereiche werden in begrenzter Zahl auch weiterhin benötigt: naturwissenschaftliche Laborplätze, Musikraum mit besonderer Schallisolierung, Töpferei, technische Werkstätten für Holz, Metall, Elektronik usw.



Fragen zu den Raumqualitäten

- ? Welchen Stellenwert sollen schüleraktive Arbeitsformen im Unterricht haben, bei denen nicht nur gelesen, geschrieben und geredet wird (Beispiele: Forschendes Lernen, Experiment, Rollenspiel, Demonstration am Modell)?
 - ? Zeitliche Anteile?
 - ? Priorität in der Unterrichtsplanung?
 - ? Bedeutung für den Lernprozess?
- ? Wird das Wechselspiel – selbstständiges Erforschen und Konzeptbildung – durch die Anordnung, Gestalt und Ausstattung der Räume unterstützt?
- ? Ist selbständiges Arbeiten der Schüler möglich bei gleichzeitig ausreichender Kontrolle und Beachtung notwendiger Sicherheitsstandards?
- ? Für welche Fächer werden weiterhin Fachräume mit spezifischen Installationen und Ausstattungsmerkmalen gebraucht?
- ? Welche Ausstattung benötigen Fachräume zwingend, worauf kann verzichtet werden?
- ? Ändert sich der Fachraumbedarf, wenn die regulären Unterrichtsräume einen stärkeren Werkstattcharakter haben? Insbesondere: Werden Spezialräume bereits in der Unterstufe gebraucht oder ist es sinnvoller, die Klassenräume entsprechend zu vergrößern und zu qualifizieren?
- ? Ist die Trennung in spezialisierte, getrennte naturwissenschaftlich-technische Fachräume notwendig (jeweils getrennt für Biologie, Physik, Chemie, NWT, Naturphänomene) oder soll der NW-Trakt organisiert werden z. B. nach Funktionen: Lager und Vorbereitung – Schülerexperiment – Instruktion?
- ? Welche Anforderungen ergeben sich für den normalen Unterrichtsraum, wenn dort fachspezifische Aktivitäten (z. B. einfache naturwissenschaftliche Experimente) durchgeführt werden?
- ? Welche Optionen gibt es für fächerübergreifenden / fächerverbindenden Unterricht?
- ? Sollen für den naturwissenschaftlich-technischen Bereich „low-tech“-Arbeitsplätze und Lagerflächen zur Verfügung gestellt werden, wo die Schüler selbstständig und zeitweilig ohne direkte Aufsicht arbeiten können („Forscherwerkstätten“)?
- ? Wo sollen Schüler über längere Zeiträume experimentieren können (Jugend forscht, Robotic-AG etc.)? Wo sind die dafür notwendigen Lagerflächen?
- ? Wie werden Arbeitsergebnisse der Schülerinnen und Schüler sichtbar gemacht?
- ? ...

Schule ist im Umgang mit Umwelt und Technik ein Vorbild: Von unsichtbarer Gebäudetechnik zu begreifbaren Modellen

Die Relevanz der Umwelt- und Nachhaltigkeitserziehung bedarf angesichts des Klimawandels und des Raubbaus an natürlichen Ressourcen keiner besonderen Begründung. Die Schule muss ein positives Verhältnis zur Umwelt erlebbar werden lassen. Dies könnte dann besonders gut gelingen,

wenn die Unterrichtsräume sich direkt zur Natur öffnen ließen. Da eine naturnahe Pavillonbauweise für Schulen in Deutschland aus Flächengründen nur selten möglich ist, wird dies eher die Ausnahme bleiben müssen.

Im Blick auf eine „Erziehung zur Nachhaltigkeit“ ist es wichtig, die damit verbundenen Aufgaben und Verhaltensanforderungen erlebbar zu machen. Viele von Menschen geschaffene und beeinflussbare technische Prozesse sind so gut wie gar nicht mehr sichtbar. Hier ist ein elementares Bildungsthema gefordert – keineswegs nur für die Nachhaltigkeitserziehung, sondern für den naturwissenschaftlichen Unterricht insgesamt! Dabei darf man sich nicht damit begnügen, in der Eingangshalle die Messwerte der Fotovoltaikanlage auf dem Schuldach sichtbar zu machen. Selbst ein mannsgroßes Display wird spätestens nach dem dritten Tag gar nicht mehr wahrgenommen. Wünschenswert ist, dass in geeigneter Form die Prozesse, die das Gebäude – Wärme und Kühlung, Tageslicht, Strom- und Wasserversorgung, Verkehrsanbindung etc. – „funktionieren“ lassen, mit kleinen oder großen Laborexperimenten für die Schüler aktiv nachvollziehbar werden können. Die Schule jeden Tag mit selbst geschlagenem Kaminholz zu beheizen – um sinnlich ganz unmittelbar zu verdeutlichen, was Energieverbrauch faktisch bedeutet – ist wahrscheinlich nur in Finnland möglich. Aber das Beispiel gibt die Richtung an, in der neue Lernfelder erschlossen werden müssen.

So sollen im Schulalltag alle Beteiligten – Schüler, Lehrer, Hausmeister, Reinigungspersonal – sinnvoll und aktiv in die nachhaltige Ressourcenschonung einbezogen werden können: von der Mülltrennung über den Wasserverbrauch bis zur Heizungssteuerung.

Der ressourcenschonende Einsatz von Baumaterialien und Energien nach dem aktuellen Stand der Technik ist in öffentlichen Bauten inzwischen weitgehend vorgeschrieben. Die ökologische Bilanz muss sich auf alle drei Komponenten beziehen: Herstellung, Betrieb, Entsorgung. Dazu muss auch gehören: Die Baustruktur lässt spätere Erweiterungen, Veränderungen oder sogar Umnutzungen des Schulgebäudes unaufwändig zu, so dass im Bedarfsfall – z. B. bei demographischen Verschiebungen im Einzugsbereich der Schule – der neuerliche Bauaufwand für eine Umnutzung niedrig gehalten werden kann.

Besondere Bedeutung hat unter den Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit auch der Außenraum. Bei der Standortwahl einer Schule soll der Zugang zu (oder die Einbindung von) naturnahen Außenflächen ein wesentliches Kriterium sein.

Der Kriterienkatalog reicht dabei von Fragen der biologischen Vielfalt über Recycling, Regenwassermanagement und Versiegelungsgrad bis hin zum Landschaftsbild.

Die architektonische Herausforderung für eine Erziehung zur Nachhaltigkeit durch das Vorbild des Schulgebäudes ist groß: Das energetische „Funktionieren“ des Gebäudes (Heizung, Lüftung, Sanitär) soll für die Schülerinnen und Schüler sichtbar und erfahrbar werden. Dies muss ausbalanciert werden sowohl mit ästhetischen Anforderungen wie auch mit der Anforderung, die Basisfunktionen der Technik so abzusichern, dass sie vor Vandalismus oder Manipulation geschützt sind.



Fragen zur umweltverträglichen Schule

- ? Welche Themen unter den Stichworten „Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung“ sollen in die Gestaltung der Lernumgebung Eingang finden?
- ? Wie können diese Themen erlebbar gemacht werden angesichts der Tatsache, dass heute sehr viele technische Prozesse so gut wie gar nicht mehr sichtbar sind? Was soll durch technische Automation gelöst werden, was soll aktiver Teil des pädagogischen Prozesses bleiben?

? Wie können alle Beteiligten (Schülerinnen und Schüler, Lehrkräfte, Hausmeister, Reinigungspersonal) im Schulalltag sinnvoll und aktiv in eine nachhaltige Ressourcenschonung einbezogen werden?

? ...

Kulturelles Lernen ist der Eckstein der Bildung: Vom gesichtslosen funktionalistischen Bauwerk zum sorgsam gestalteten Lern- und Lebensraum

Lernen bedeutet nicht nur den Erwerb sprachlicher oder mathematisch-naturwissenschaftlicher Kompetenzen, sondern schließt musikalisches, kinästhetisches und räumliches Wahrnehmen und Gestalten ein. Je dichter diese Aktivitäten miteinander verknüpft werden, desto umfassender ist der Lerneffekt. Die ästhetische Dimension allerdings darf nicht in diesem Sinn zu einer bloßen Unterstützungsleistung für das angeblich „eigentliche“ Lernen verkürzt werden. Kultur ist viel zu kostbar, als dass sie solchermaßen „funktionalisiert“ werden dürfte. Sie hat einen unüberbietbaren Eigenwert und ist ein Eckstein jeglicher „Bildung“.

Auch vor dem Hintergrund der modernen Medien-Welten, die die Schüler allzu leicht in passive Konsumentenrollen treiben können, müssen eigenes Theaterspielen und Tanzen, eigenes Singen und Gestalten in vielerlei Varianten zur Hauptsache werden – im „Tun“, nicht im bloßen „Darüber-Reden“. Das geforderte „Lernen durch Tun“ erfordert ein aktivierendes Setting. Dieses Setting sieht anders aus als das für den traditionellen paper&pencil-Unterricht. Die Marginalisierung von Kunst, Musik und Theater in sogenannten Nebenfächern und Arbeitsgemeinschaften ist einer der großen Irrtümer der deutschen Lehrplanentwicklung. Die Antwort auf den PISA-Schock im vergangenen Jahrzehnt hätte nicht heißen müssen: „noch weniger“, sondern „mehr davon“!

Schulen sind kulturstiftende Orte. Als solche können sie allerdings nicht alle kulturellen Felder in gleicher Intensität bestellen. Schulen müssen sich profilieren. So braucht nicht jede kleine Schule alle künstlerischen Themen jeweils vollständig in einem Haus vereinen. Aber einen eigenen Schwerpunkt kann sie setzen, und in diesem ein Stück Professionalität erreichen. Dazu braucht sie nicht nur Künstler als Anreger, sondern auch die passenden Werkstätten, Präsentationsflächen und Vorführungsräume.

Zur ästhetischen Bildung trägt auch der Schulbau selbst bei. Das Spiel mit Licht und Farben, die sinnlichen Qualitäten der Materialien, die Proportionen der räumlichen Gliederung, die Einbettung in die Umgebung können Architektur zur Kunst werden lassen. Das Bauwerk könnte in den 10- bis 15.000 Stunden, die ein junger Mensch in der Schule verbringen muss, eine bildende Kraft entfalten, die über eine bloße kunstgeschichtliche „Belehrung“ weit hinausgeht.

Der Schulbauarchitekt steht vor einer Doppelaufgabe. Unterrichtsflächen müssen geplant werden ähnlich wie „Theaterbühnen“: atmosphärisch neutral, gestaltungsoffen, mit vielfältigen Möglichkeiten der Inszenierung – nur Fläche, Licht und Luft. Andere Gebäudeteile aber brauchen die ästhetische Gestaltungskraft des Architekten umso mehr: der Eingangsbereich, die Aula, die Mensa, das Treppenhaus, die Fassade. Ein Schulbau muss zugleich immer auch Felder und Flächen eröffnen, die die Gestaltungslust der jungen Generation herausfordern und die Chance bieten, eigene „Spuren“ zu hinterlassen.

So erhält die Schule ein Gesicht, nicht nur durch ansprechende Farben und Vorhänge. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass eine vollständige »Vandalensicherheit« möglich sei, indem alles massiver, abwaschbarer, aseptischer wird. Stattdessen gilt: Je deutlicher die Schülerinnen und Schüler die

Qualitäten des Gebäudes und der Einrichtung sehen, anfassen und verstehen können, desto mehr steigt die Bereitschaft, achtsam und verantwortungsbewusst damit umzugehen.

In den Standards des ‚Blick über den Zaun‘ heißt es in Abschnitt II/3 u. a.

- „Die Schülerinnen und Schüler nehmen wahr, dass sie mit ihren Arbeitsergebnissen die Schule mit gestalten.
- Sie haben die Möglichkeit, mit den Ergebnissen ihrer Arbeit in der Schule Spuren zu hinterlassen.
- Die Ästhetik des Schulbaus korrespondiert mit dem Programm der Schule.
- Bei der Gestaltung des Schulgebäudes und –geländes werden Schülerarbeiten planvoll einbezogen.
- ...“



Fragen zur ästhetischen Qualität

- ? Soll die Schule ein spezielles kulturelles Profil ausbilden bzw. stärken (Beispiele: Bildende Kunst, Theater, Musik, Tanz, Sport o. ä.)? Welche speziellen Anforderungen ergeben sich daraus?
- ? Welchen Stellenwert haben im Blick auf Materialität und Gestaltung des Gebäudes die Balance von Vandalismussicherung auf der einen Seite und die Herausforderung zur Achtsamkeit und Verantwortung auf der anderen?
- ? Sollen bestimmte Bereiche der Schule (z. B. Flure, Treffpunkte) für die Gestaltung durch Schülerarbeiten gestaltungsoffen gehalten werden? Wie und mit welchem Stellenwert werden wechselnde (zwei- und dreidimensionale) ästhetische Arbeiten von Schülerinnen und Schülern im Gebäude präsentiert?
- ? In welchem Verhältnis stehen die individuelle Autorenschaft des Architekten und der Gemeinschaftsprozess „Bauen“? Soll die Beteiligung von Schülerinnen und Schülern an der Entwicklung der Gestalt des Gebäudes / der Ausstattung ermöglicht werden? Wenn ja: wo und wie?
- ? Wie kann das Gebäude als Anschauungsobjekt ästhetischer Bildung in den pädagogischen Alltag eingebunden werden?
- ? ...

Die persönliche Begegnung mit Menschen und Sachen gewinnt im medialen Zeitalter zunehmend an Bedeutung: Von Schulbuch und Kreidetafel zu Tablet-PC und interaktivem Whiteboard

Das Grundmuster für den Unterricht der alten Schule entstand, als es weder Computer noch Fernsehen, weder Wikipedia noch YouTube gab. Der Lehrer war nach den Eltern das zweite „Tor“ zu den Welten, die jenseits des unmittelbaren Erfahrungsfeldes des Kindes lagen. Das hat sich mit den modernen Medien radikal geändert. Schule und Kirche haben ihr ehemaliges „Monopol“ für Welterklärungen endgültig verloren. Die Computerindustrie verspricht: Das Wissen der Welt ist in Zukunft per iGlass am Auge oder iWatch am Handgelenk verfügbar.

Damit ist für den Lehrer ein grundlegender Rollenwechsel angesagt. Die Inszenierungsperfektion von Fernsehfilmen und Computersimulationen wird der Lehrende nie erreichen können. Umso wichtiger aber wird sein persönliches Vorbild in der Auswahl und Deutung dieser Welten. Denn die neuen Medien machen für die Schüler durchaus bedeutsame, aber eben doch nur „sekundäre“ Erfahrungen möglich – nicht aber „primäre“ Erfahrungen: die persönliche und aktive Begegnung mit Menschen und Sachen selbst. Diese Begegnung ist die Voraussetzung für eine – wenn der Ausdruck erlaubt ist: „echte“ – Bildung. Dies gilt gerade auch dann, wenn demnächst die modernen Medien und „E-Learning“ in ungleich stärkerem Maße als bislang vorstellbar zu einer „Delokalisierung“ von Bildungsprozessen führen wird – ein Prozess, der sich z. B. an amerikanischen Hochschulen bereits heute andeutet und der in nicht allzu ferner Zukunft auch unsere Schulen erreichen wird. Die Schule mit Räumen zur Begegnung im genannten Sinn wird es auch dann weiterhin geben müssen.

Der Vormarsch des Computers in der heutigen Schule ist in jedem Fall unaufhaltsam. Zum ersten gilt es, ihn als Werkzeug benutzen zu lernen. Zum zweiten wird sich der Lehrer im Unterricht der modernen Medien bedienen, wie er bislang schon immer Medien – Schulbuch, Landkarte und Overheadprojektor – benutzt hat. Das interaktive Whiteboard oder der interaktive Stift haben mancherorts die klassische Kreidetafel bereits unwiederbringlich ersetzt. Zum dritten eröffnet der Computer neue Möglichkeiten für das individualisierende Lernen: Bald wird es „normal“ sein, dass ein internettauglicher Tablet-PC mit unendlich vielen E-Books den Inhalt des übervollen Schulranzens ersetzt. Selbstkorrigierende Lernprogramme werden die Überschwemmung mit Abertausenden von Arbeitsblättern stoppen.

Zugleich aber kommt auf die Schule – gleichsam in einer Gegenbewegung – eine wichtige kompensatorische Aufgabe zu: Gerade um der humanen Nutzung der modernen Technik willen muss die Schule einen Schritt „zurück gehen“. Denn die moderne Technologie bietet nur Prothesen. Die neue Schule muss gewiss den Gebrauch dieser Hilfsmittel üben und sie nutzen. Aber sie muss die „black boxes“ durchsichtig machen, und sie muss verstärkt die Eigenkräfte der Kinder und Jugendlichen mobilisieren, sonst verkümmern sie. Vor und mit der Nutzung der perfekten Werkzeuge gilt es, die Gestaltungskraft der eigenen Sinne, der eigenen Hände, des eigenen Körpers zu entwickeln. Und – was vielleicht noch wichtiger ist – die neue Schule muss angesichts der ungeheuren Beschleunigung, die die digitale Technik ermöglicht hat, systematisch verlangsamen: den eigenen Sinneseindrücken Zeit geben, den zweiten und dritten Blick zulassen, den inneren Impuls abwarten.

Für die räumliche Organisation einer Schule bedeuten die neuen Medien eine vergleichsweise „geringe“ Anforderung: Sie muss sich entwickeln von abgeschlossenen Komplettlösungen zu „Leerrohren“, die anpassungsfähig für zukünftige technische Entwicklungen sind. Mit Laptopwagen und Tablet-PCs werden Computerräume demnächst weitgehend überflüssig. Es reicht, W-LAN-Punkte, Beamerhalterungen und Projektionsflächen vorzusehen.

Für die systematische Verlangsamung aber, für die Wiederentdeckung der eigenen Hände werden diejenigen Räume endgültig unverzichtbar, die bereits genannt wurden: Werkstätten und Ateliers, großzügiges Außengelände, Bühne – und auch in Internetzeiten: eine Bibliothek.



Fragen zu den neuen Medien

- ? Welchen Stellenwert sollen neue Medien jenseits des Informatikunterrichts im Unterricht haben (digitales Whiteboard, Internetzugang auf den Unterrichtsflächen)?
- ? Wird angesichts der technischen Möglichkeit von Laptop, Tablet-PC und WLAN noch ein eigener Computerraum benötigt?

- ? Soll es eine zentrale Bibliothek geben oder (nur oder zusätzlich) Leseecken im Klassenzimmer / im Cluster?
- ? Wie wird sichergestellt, dass die Schülerinnen und Schüler in der Schule die Welt nicht ausschließlich virtuell über Medien, also aus zweiter Hand erleben, sondern Primärerfahrungen machen?
- ? ...

Ganztagschule heißt nicht nur Lernen, sondern auch Toben, Verweilen, Reden, Essen und vieles mehr – in einem gesunden Rhythmus: Von hallenden, dunklen Fluren zu großzügigen, abwechslungsreichen Aktionsflächen draußen und drinnen

Mittelfristig ist damit zu rechnen, dass die gebundene Ganztagschule (alle Schülerinnen und Schüler sind von 8.00 bis 16.00 Uhr in der Schule) die zurzeit noch vielerorts praktizierte optionale „offene“ Ganztagschule ablösen wird. Der pädagogische Mehrwert des Ganztags ist vollständig allerdings nur in der gebundenen Form erreichbar: Alle Schüler einer Klasse sind an mindestens drei Tagen der Woche einbezogen. Denn nur die gebundene Form ermöglicht, den „ganzen Tag“ integriert zu planen. Mit der unmittelbaren Verschränkung von intentionalem und nicht-intentionalem Lernen in einem gesunden Rhythmus entstehen neue Qualitäten, wenn es gelingt, dass Lehrer und Erzieher, fachliche Ausbildung und offene Begleitung aufeinander bezogen werden und nicht in einem Vormittags-/Nachmittagskonzept getrennt nebeneinander her laufen. Der gebundene Ganztags sichert nicht nur die Unterbringung der Kinder und Jugendlichen, wenn beide Eltern berufstätig sind. Er trägt auch entscheidend dazu bei, ein Mindestmaß an Bildungschancen für alle zu ermöglichen, ohne die Förderung besonderer Begabungen auszuschließen.

Mit dem Ganztags kann die Schule zum Lern- und Lebensort werden. Andere Zeiten und Räume werden wichtig. Arbeit, Kommunikation und Regeneration müssen in eine altersangemessene und jeweils individuelle Balance gebracht werden. Schule heißt jetzt nicht mehr nur Lernarbeit sondern – in deutlich größerem Umfang als bisher – auch Bewegen, Spielen, Toben, sich Erproben, Verweilen, Reden, Essen und vieles mehr. War die Schule früher vorwiegend auf den Vormittag begrenzt und wurden anschließend die Eigenarbeiten der Lernenden wie die Unterrichtsvorbereitungen der Lehrenden zu Hause erledigt, so verschiebt sich das Zeitgefüge jetzt grundlegend. In der „alten“ Schule ging es um eine Optimierung der Instruktion im 45-Minuten-Takt. In heutigen Ganztagschulen werden andere Zeitprofile erkennbar:

- Ankommen und Verlassen der Schule in einer Gleitzeit: lesen, üben, spielen, schwatzen, träumen u. a. m.,
- Unterricht: schüleraktiv oder frontal,
- Essen und Trinken sowie Bewegung und Erholung,
- Verfolgen persönlicher Interessen und individuelle Neigungsbildung,
- Gemeinsame Projekte.

Mit einem planvoll rhythmisierten, integrierenden Ganztagskonzept ergeben sich zugleich erhebliche Synergie- und Einspareffekte beim Raumbedarf, da Unterrichts- und Ganztagsbereiche wechselseitig genutzt werden können. Neue zusätzliche Ganztagsflächen werden zugleich für Unterrichtselemente genutzt, die das traditionelle Klassenzimmer sprengen würden. Ganztags-Aufenthaltsbereiche können jeweils an die „Cluster“ angeschlossen werden, so dass eine effiziente

Mehrfachnutzung über den „ganzen Tag“ möglich wird. Die Ganztagschule braucht nicht nur eine Mensa, sondern auch Spiel- und Sportzonen, Verweilorte für stilles Arbeiten, Bolzplatz und Kletterwand, Nischen zum Nichtstun, Cafeteria mit Spielesammlung und Internetplätzen u. v. m.

In den Standards des ‚Blick über den Zaun‘ heißt es - ohne dass dort explizit auf das Ganztagesthema Bezug genommen wird – in Abschnitt 1/1 u. a.:

- „In der Schule wird den Schülerinnen und Schülern gutes, nahrhaftes Essen geboten.
- Sie finden in der Schule viele Gelegenheiten für Bewegung, Spiel und Sport.
- Sie können sich in ruhige Räume zurückziehen.
- Sie finden in der Schule viele Gelegenheiten für musisches und handwerkliches Tun.
- ...“

Aktuelle Gesundheitsstudien bei Kindern und Jugendlichen zeichnen ein beunruhigendes Bild massiver Defizite bei einer wachsenden Gruppe von ihnen. Über die Sicherung gesunder äußerer Lernvoraussetzungen (s. o. S. 7f.) hinaus muss die Schule darum Gegengewichte schaffen zu unausgewogener Ernährung und zum Bewegungsmangel. Dafür braucht es ein abwechslungsreiches, hochwertiges Mittagessen und eine gesunde Pausenversorgung. In manchen sozialen Brennpunkten sichert erst eine kostenlose Frühstücksversorgung der Schule die notwendige morgendliche Mahlzeit. Ebenso wichtig: vielfältige Ausgleichsmöglichkeiten zum (Still-)Sitzen. Manche Schulen versuchen dies, indem sie mindestens eine Stunde Sport pro Tag ansetzen. Andere integrieren Bewegung in den Unterricht.

Räume zur Bewegung dürfen also nicht auf Turnhalle und Sportplatz begrenzt sein. Bewegungsflächen in der Nähe der Unterrichtsräume sind notwendig. Ideal wäre, wenn alle Unterrichtsräume unmittelbar an Außenflächen angebunden sein könnten – wenigstens als Balkon oder Terrasse. Der Außenbereich selbst ist in drei Zonen – Ruhe-, Spiel- und Sportbereich – gegliedert, mit vielfältigen Bewegungsanregungen (Kletterwand, Slackline, Schaukeln, Tischtennis, Beach-Volleyball, Bolzplatz u. ä.), schattigen Sitzgelegenheiten, Wasserlauf etc.

Der Mensa kommt im Zusammenhang mit dem Gesundheitsthema eine Schlüsselstellung zu. Die Küche muss nicht nur gesundes, d. h. weitgehend frisch zubereitetes Essen bereitstellen können; der Ess- und Aufenthaltsbereich muss geräumig und akustisch gedämpft sein. In vielen Schulen wird das Kernprogramm „Essen“ um weitere Nutzungsbausteine erweitert: Leselounge, Internetcafé, Aufenthalts- und Ruhebereich, Beratungsraum der Jugendhilfe, offener Spieletreff. An manchen Schulen ist es sinnvoll, Mensa/Foyer und Aula zu kombinieren, weil Platz oder Mittel für einen eigenen Aulabau nicht ausreichen. Sofern möglich, sollte die Mensa über einen zugeordneten Freibereich verfügen.

Zum Gesundheitsthema gehört schließlich ein Ort, der in vielen Schulen zum „Unort“ wurde: Toilettenanlagen müssen nicht nur hygienisch sein, sondern durch ihre Anlage die Gefahren minimieren, dass es an diesem Ort zu Mobbing, Bullying oder Vandalismus kommt. Dazu kann z. B. ihre äußere Gestaltung beitragen (manche Schulen haben sie zu regelrechten Kunstprojekten gemacht), vor allem aber durch die Zuweisung von klaren Verantwortlichkeiten mit einer dezentralen Organisation, z. B. im Rahmen einer Clusterbildung.

Die Ganztagschule muss also ein Ort sein, an dem man sich als Schüler wie als Lehrer den ganzen Tag gern aufhält. Dafür braucht dieser Ort atmosphärische Dichte, haptische Erfahrbarkeit, ausge-

prägte Materialität und räumliche Vielfalt. Eine große Schule muss in überschaubare Bereiche gegliedert sein, die den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen Beheimatung erlaubt und das Gefühl einer einladenden Lebenswelt vermitteln. Für die Konzeption dieser „Landschaftsarchitektur des Lernens“ gilt es, einen komplexen Zielkonflikt auszubalancieren: Die Schüler auf der einen Seite wollen Rückzugsräume – die Lehrer auf der anderen sind zur Aufsicht verpflichtet. Selbstständigkeitsparadigma und Kontrollparadigma müssen auch architektonisch in Einklang gebracht werden – im Sinne der Rechtsprechung, die aus gutem Grund sich darauf beschränkt, ein sich „beaufsichtigt Fühlen“ zu fordern.



Fragen zum Ganzttag

- Organisation des Ganztags -

- ? Soll der Ganzttag offen, teilgebunden an bestimmten Wochentagen, teilgebunden für einen bestimmten Zug oder vollständig gebunden angeboten werden?
- ? Soll langfristig die Option für eine gebundene Form offen gehalten werden? Bedeutet der verpflichtende Nachmittagsunterricht für alle an einigen Wochentagen bereits jetzt faktisch eine teilgebundene Ganztagsituation?
- ? Wie soll der Tag getaktet werden: Vormittag mit eher fachlicher Arbeit und Nachmittag mit Freizeitbeschäftigung? Oder (individualisierte) Rhythmisierung im organischen Wechsel?
- ? Soll das pädagogische Programm individualisierte Arbeitsphasen (die klassischen „Hausaufgaben“) in den Fachunterricht integrieren, als „Freiarbeitsband“ im Stundenplan ausweisen oder in die Mittagspause als Hausaufgabenzeit verlegen? Soll dafür ein eigener räumlicher Bereich vorgesehen werden („Selbstlernzentrum“, „Lernatelier“, „Lernbüro“)
- ? Wie sollen zusätzliche Förderangebote, Ruhe- und Bewegungsphasen, Arbeitsgemeinschaften integriert werden? Wer ist für deren Organisation / Aufsicht / Begleitung zuständig?
- ? Wo soll das Büro der Schulsozialarbeit platziert werden (in der Nähe zur Verwaltung, zum Lehrerzimmer, zum Pausenhof, an der Peripherie, im Eingangsbereich...)?
- ? Sollen die Zusatzräume für den Ganzttag separiert oder in das Raumprogramm für die Unterrichtsflächen (z. B. in einem Cluster) integriert werden?
- ? Sind separierte Räume für den Ganzttag nötig, welche sind multifunktional nutzbar?
- ? Sollen die Klassenräume ständig offen oder in den Pausen automatisch verschlossen sein (von außen Knauf, nur mit Schlüssel zu öffnen)?

- Außenraum -

- ? Bietet der Freiraum eine Zonierung und Angebotsdifferenzierung (Ruhe und Bewegung, Spiel und Sport) für unterschiedliche Altersstufen?
- ? Gibt es ausreichend Sitzgelegenheiten und unterschiedliche Spiel- und Bewegungsangebote (z. B. Tischtennis, Slackline, Kletterwand, Bolzplatz etc.)?
- ? Ist ein regen- (und sonnen-)geschützter Außenbereich vorgesehen?
- ? Sind verkehrssichere Erschließung (Kiss&Ride, Buswarteplätze etc.), Parkgelegenheiten für Fahrräder und PKW, geordnete Anlieferung, Müllentsorgung, Markierungen für Alarmaufstellungen ausreichend?

- ? Ist ein Orientierungssystem (Mehr-Sinne-Prinzip!) für Gelände und Gebäude vorgesehen?
- ? Gibt es „naturnahe“ Zonen?
- ? Wie sind im Freiraum Kontrollnotwendigkeiten auf Seiten der Erwachsenen und Rückzugsangebote für die Schülerinnen und Schüler miteinander in Einklang zu bringen?
- ? Soll der Außenraum ausschließlich Freizeitbereich sein oder auch bildender Bereich mit unterrichtsunterstützenden Angeboten (Grünes Klassenzimmer, Schulgarten, Kleintierhaltung, Biotop, Baufläche, geometrische und physikalische Anschauungsobjekte, Freiluftbühne o. a.)?
- ? Sollen die Klassen direkten Außenzugang erhalten?

- Toiletten -

- ? Sollen die Schülertoiletten zentral oder dezentral (z. B. in den Clustern oder sogar als Einzeltoiletten je Lerngruppe) angesiedelt werden?
- ? Sollen die Toiletten von Schülern (mit-)gestaltet, ihre Pflege (mit-)verantwortet werden?

- Mensa -

- ? Hat der Ess- und Aufenthaltsbereich ausreichend Fläche, um die – bei einem qualitativ angemessenen Essensangebot – erwartbare Anzahl der Essensteilnehmer (Schüler und Pädagogen) aufzunehmen?
- ? Ist die Mensa akustisch gedämpft und einladend gestaltet? Kann der Essensbereich flexibel in unterschiedliche Zonen untergliedert werden?
- ? Ist ein (sonnengeschützter) Außenbereich vorgesehen oder kann gegebenenfalls später realisiert werden?
- ? Welche Organisation, welches Versorgungssystem der Mensa wird angestrebt?
- ? Sollen verschiedene Menüs (eines davon immer vegetarisch) angeboten werden?
- ? Gemeinsames Mittagessen für die jüngeren Schüler? Schichtbetrieb? Sollen Schülergruppen an der Organisation beteiligt werden?
- ? Wie wird hinreichendes und gesundes Trinken angeregt (z. B. Trinkbrunnen)?
- ? Soll es einen eigenen Lehrerbereich in der Mensa geben?
- ? Soll die Mensa mit anderen Funktionen gekoppelt werden (z. B. Kiosk, Cafeteria, Internetstationen, Spieleausgabe, Ruheraum, Sozialpädagoginnenstation, Schulküche für den Hauswirtschaftsunterricht u. a.)?
- ? Soll die Mensa – aus Kostengründen – mit der Aula / dem Foyer gekoppelt werden?
- ? ...



Schule als Gemeinschaft – Demokratie lernen und leben

Demokratie und Schule sind wechselseitig aufeinander angewiesen. Die Schule muss selbst ein Vorbild der Gemeinschaft sein, zu der und für die sie erzieht. Sie muss ein Ort sein, an dem Kinder und Jugendliche die Erfahrung machen, dass es auf sie ankommt, dass sie gebraucht werden und „zählen“. Sie muss ihnen die Zuversicht mitgeben, dass das gemeinte gute Leben möglich ist, dass es dabei auf jeden Einzelnen ankommt, dass Regeln und Ordnungen hilfreich und notwendig sind. Zu diesem guten Leben gehört, dass die Unterschiedlichkeit und Vielfalt der Menschen als Reichtum angesehen wird, dass Schwächere geschützt werden, dass die gemeinsam festgelegten Regeln und geltenden Werte dem Egoismus der Einzelnen Grenzen setzen. Dazu gehört auch die Erfahrung von gemeinsamen Festen, Feiern und Reisen, von selbst gestalteter freier Zeit und Diensten an der Gemeinschaft, von Orientierung in der Arbeitswelt und der Suche nach dem eigenen Platz in der Gesellschaft. Die Werte, zu der die Schule erzieht, müssen mehr als „Unterrichtsstoff“ sein; Selbstständigkeit und Verantwortung, Solidarität und Hilfsbereitschaft, Empathie, Zuwendung und Mitleid müssen im Alltag gelebt werden. Die Zukunft der „Bürgergesellschaft“ hängt auch davon ab, ob und wie die nachwachsende Generation sich ihre kulturelle Überlieferung und ihre Werte aneignet; dazu gehört auch, andere Kulturen zu verstehen und achten zu lernen.

Der demokratische Staat benötigt eine demokratische Schule: Von einer Schule ohne Mittelpunkt zu einem gemeinsamen Ort für die Schulgemeinde

Demokratie „im Kleinen“ ist notwendig, um zu lernen, miteinander in gelingender Kommunikation zu leben und Konflikte gewaltfrei auszuhandeln. Diese Haltung und die zu ihrer Umsetzung erforderlichen Fähigkeiten lassen sich nicht als „Wissen über“ vermitteln. Ihr Erwerb ist auf Vorbilder in Familie und Schule angewiesen und auf alltägliche praktische Erfahrung.

Demokratisch zu handeln bedeutet, die Schwierigkeit zu akzeptieren, dass eigene Meinungen und Interessen mit anderen oder gegen andere auszuhandeln sind, dass es aber auch die Chance bei solchen Aushandlungen gibt, Wertschätzung der eigenen Sichtweise zu erfahren. Voraussetzung ist, selbst „eine Stimme zu haben“ und die Stimmen der anderen zu hören – und zu respektieren.

Ein offener Informationsfluss und die Transparenz von Entscheidungen ist Voraussetzung aller demokratischen Prozesse.

Als Basis braucht die Demokratie im Kleinen auch ein räumliches „Herz“. Dies kann eine traditionelle Aula sein oder aber auch z.B. ein entsprechend nutzbares Foyer (oder eine erweiterbare Mensa) als Ort, an dem sich die ganze Schulgemeinde unkompliziert versammeln kann.

Ein für Lehrer und Schüler auch von außen erreichbares Intranet sichert Informationsfluss und Transparenz. Darüber hinaus müssen im Schulalltag verfügbar sein: Büro für die Schülervertretung und Streitschlichterraum; aber auch das Elternsprechzimmer zählt zur erforderlichen räumlichen Ausstattung für demokratische Teilhabe-Prozesse.



Fragen zum „Herz der Schule“

- ? Welche pädagogischen Anforderungen sind an das „Herz“ der Schule zu stellen? Was soll dort geschehen? Für welche Funktionen soll die Aula dienen: Repräsentation, Präsentation und / oder Austausch?
- ? Wie soll die Einheit der gesamten Schule definiert werden? Zentral durch die Betonung der gemeinsamen Mitte und kurze Wege (nach dem Modell eines „Klosters“)? Oder soll sie – in der Regel vor allem bei großen Einrichtungen – als „Schule in der Schule“ dezentral organisiert werden (nach dem Modell eines „Dorfes“ oder eines „Marktplatzes“)?
- ? Gibt es ein spezielles inhaltliches Profil (Sport, Musik, Kunst...), das hier seinen Niederschlag finden soll?
- ? Gibt es Bedarfe aus dem Umfeld der Schule, die hier berücksichtigt werden sollen?
- ? Welche Kopplungsmöglichkeiten ergeben die geringsten Reibungsverluste im Alltag (Aula, Mensa, Foyer, Musikraum, Sporthalle,...)?
- ? Welche räumlichen Möglichkeiten zum Austausch und zu formellen Sitzungen (Klassenrat) gibt es auf Jahrgangs- bzw. Lerngruppenebene?
- ? ...

Die Schule öffnet sich zum Umfeld. Das Umfeld öffnet sich zur Schule: Von der geschlossenen Schule zur wechselseitigen Nutzung zentraler Funktionsbereiche in regionalen Bildungslandschaften

Schule und Umfeld haben viele Berührungspunkte: Das Schulgrundstück hat Nachbarn, die Schule liegt in einem bestimmten Ortsteil und erfüllt dort ihre Funktion, und die Schule selber öffnet sich als soziale Gemeinschaft mehr und mehr der Nachbarschaft und der Kommune. Die demokratische Kultur einer Schule entwickelt und zeigt sich schulöffentlich und in der Umgebung. Sie stellt aus, feiert, präsentiert ihre Ergebnisse – nicht zuletzt auch, um für sich zu werben. Und spätestens während der Sekundarstufe I, in der Phase der Pubertät, müssen Lernfelder außerhalb der Schulgrenzen erschlossen werden. Dann können die Jugendlichen ganz andere, praktische Erfahrungen sammeln – in erster Linie die Erfahrung, gebraucht zu werden und sich zu bewähren.

Genauso wichtig ist aber auch, Menschen von außen, aus dem „realen Leben“, in die Schule hinein zu holen, als Experten, Mitlerner und Mitdenker, Kritiker.

Zugleich soll die Schule als Teil einer „Bildungslandschaft“ ihre Ressourcen – zumindest in Teilen – für den Stadtteil öffnen. Die Teilöffnung von Schulräumen für eine kommunale Nutzung ist nicht nur kostensparend, sondern wird vor allem zum Gewinn für alle Beteiligten.

Der Standort der Schule ist so zu wählen, dass besondere außerschulische Lernorte (Museum, Theater, Schwimmbad u.a.) unaufwändig erreichbar sind.

Zentrale Funktionen der Schule sind so platziert, dass ihre Lage sowie ein effizientes Orientierungssystem eine öffentliche Nutzung unterstützen. Dies betrifft vor allem: Aula, Bibliothek, Spielplatz, Sportanlagen, Cafeteria, Parkplatz. Aber auch einige ausstattungsintensive Spezialräume – Naturwissenschaften, Technik, Computerlabore, Küche etc. – bieten für Volkshochschule und andere Partner attraktive Mehrfachnutzungen, z. B. am Abend.

Zugangswege, Verkehrsführung vor dem Eingangsbereich der Schule, Abstellplätze für Zweiräder, Parkplatzsituation sind sicher und erlauben einen angemessenen Verkehrsfluss.

Arbeitsergebnisse der Schüler müssen dokumentiert und präsentiert werden können. Auch dafür sind öffentliche Bereiche notwendig.

Zugleich sind der Offenheit Grenzen gesetzt, denn die Schule braucht geschützte Bereiche für die „vorbereitete Umgebung“. Die Schüler wollen ungestört und ohne Angst vor Vandalismus an ihren kleinen und großen Werken arbeiten. Eine wichtige Vorsichtsmaßnahme gilt es dabei mit Augenmaß einzuschätzen. Nach den furchtbaren Amokfällen in Erfurt und Winnenden wurden vielfach Rufe laut, Schulen nach allen Regeln der Sicherheitstechnik vor solchen Katastrophen zu schützen. Angesichts der Tatsache, dass auch die perfekte Technik nicht vor Wahnsinnstaten schützen kann (im schlimmsten Fall entlädt sie sich vor der Schule), müssen Sicherheitsvorkehrungen so ausgelegt sein, dass sie die Schule nicht ihrerseits in ein Gefängnis verwandeln. Für einen Katastrophenfall müssen zwei einander widersprechende Szenarien bedacht werden. Vereinfacht gesprochen: Im Brandfall müssen alle Menschen so schnell als möglich aus der Schule heraus, im Amokfall so schnell als möglich in von innen verschließbare Räume der Schule hinein. Für den zweiten Fall sind drei vorbeugende Maßnahmen sinnvoll: Verriegelbarkeit der Räume von innen, raumbezogene Gegensprechanlage sowie zwei unterschiedliche, zentral auslösbare Alarmierungssignale. Alle anderen Maßnahmen, die im Anschluss an die Amokfälle von Winnenden und Erfurt diskutiert und z. T. auch realisiert worden sind, haben bei einer Gesamtbilanz möglicher Krisenszenarien mehr Nach- als Vorteile.

Im Blick auf die Frage nach der Sicherheit einer Schule ist es im Übrigen entscheidend, dass es nicht nur um die Frage der physischen Sicherheit und der „technischen“ Prävention geht, sondern auch darum, dass sich die Schülerinnen und Schüler geborgen und aufgehoben fühlen. Dazu schafft die sozial-räumliche Gliederung der Schule wichtige Voraussetzungen.



Fragen zur Beziehung von Umfeld und Schule

- ? Welche Räume können bzw. sollen für den Stadtteil geöffnet werden (Aula, Sporthalle, Cafeteria, Fachräume, Schulhof, Parkplätze u. a.)?
- ? Besteht für eine Nutzung durch die Nachbarschaft ein realistischer Bedarf? Durch wen?
- ? Welche Bedarfe der Schule können umgekehrt durch außerschulische Angebote im Stadtteil abgedeckt werden?
- ? Welche städtischen Einrichtungen, von denen auch die Schule profitiert, können auf dem Schulgelände angesiedelt werden (z. B. Musikschule, Stadtteilbibliothek)?
- ? Müssen spezielle Bereiche der Schule geschützt und von einer öffentlichen Nutzung ausgenommen sein?
- ? Welchen Stellenwert sollen Maßnahmen zum Amokschutz haben? Reichen Alarmanlage mit Wechselsprechfunktion und von innen verschließbare Türen? Welche unerwünschten „Nebenwirkungen“ hätten Maßnahmen wie „Zaun“, „Nur mit Schlüssel von außen zu öffnende Knauftüren“, „Flächendeckende Videoüberwachung“, „Klassenräume nicht vom Flur aus einsehbar“?
- ? Wie kann öffentliche Nutzung der Freiräume ermöglicht werden, ohne dass die Einrichtung zusätzlich Vandalismus-gefährdet ist (z. B. präventive Jugendarbeit, Videoüberwachung, Streife, Zaun, Schließung des Tores am Abend)?
- ? ...

Das „Schule-Bauen“ ist ein Prüfstein eines „demokratischen Gemeinwesens“: Von einer entmündigten Schule zur verantwortungsbewussten und wirksamen Nutzerbeteiligung

In der Vergangenheit war eine wirksame Beteiligung der Schule in der entscheidenden Frühphase einer Schulbaumaßnahme eher die Ausnahme. Heute ist die Situation anders, weil viele Schulträger erkannt haben, dass erst die ernsthafte Beteiligung der Nutzer an der Planung die Nachhaltigkeit der Investition sichert. Im konkreten Fall ist diese Beteiligung allerdings ein sehr anspruchsvolles Geschäft. Denn es ist keineswegs einfach, die Schule mit all ihren Nutzergruppen (Lehrern, Schülern, Hausmeister, Eltern, Nachbarn...) in die Aushandlungsprozesse während der Planungen einzubeziehen, zumal auf Seiten des Schulträgers wiederum neben dem Architekten ein ganzer „Komplex“ von Institutionen zu beteiligen ist (Schulbehörden auf verschiedenen Ebenen, Hochbauamt, Brandschutz, Denkmalamt, Verkehrsbehörde...) und die Entscheidung über das Gesamtpaket wiederum nicht bei der Verwaltung liegt, sondern bei der Politik, also im Gemeinde- bzw. Stadtrat. Bewährt hat sich die Planung einer regelrechten „Phase Null“. Basis für die planerische Weiterentwicklung des Gebäudes einer Schule ist der „Dialog“ zwischen Schulträger, Planer und Schulleitung (die ihrerseits in geeigneter Weise Lehrer und pädagogische Fachkräfte für Ganztags- und Inklusion, Schüler sowie Eltern einbezieht). Mit einer „Phase Null“, in der die Grundlagen für die Architektenbeauftragung festgeschrieben werden, wird die qualifizierte Beteiligung der Schule an einer „integrierten Schulbauplanung“ festgeschrieben. Dieser „Dialog“ wird erfahrungsgemäß dann konstruktiv und produktiv, wenn er von mit der Materie vertrauten, erfahrenen unabhängigen Experten moderiert wird. Ansonsten besteht die Gefahr, dass die verschiedenen Beteiligten aufgrund ihrer unterschiedlichen Berufskulturen und -interessen zu lange brauchen, um überhaupt zu einer gemeinsamen Sprache zu finden.

Im Blick auf die Nutzbeteiligung gibt es noch einen weiteren Aspekt, der nicht in erster Linie für die Phase „Null“ sondern im Blick auf den Betrieb wichtig ist: Gute Schulen verändern sich ständig entsprechend den Ansprüchen ihrer Nutzer. Schulum- und Neubauten könnten deshalb von vornherein „Leerstellen“ vorsehen, wo durch kleinere Baumaßnahmen im Inneren oder durch einfache Anbauten, geplant und (in Teilen) durchgeführt von den Schülern selbst, ihre Schule den jeweils im Vordergrund stehenden Interessen einer neuen Schülergeneration angepasst werden kann. Einbezogen in die Planung können also durchaus kleinere Soll(bruch)stellen, an denen die gewünschten Aktivitäten dann angesiedelt werden können. Im Übrigen wird der Alltag der Schule eben diese Stellen zeigen, denn keine noch so perfekte Planung kann alle Entwicklungen vorwegnehmen.

Solche Möglichkeiten zu Veränderungen zeigen den Schülern, dass die Schüler(mit)vertretung in bestimmten Bereichen wirklich eigenverantwortlich und selbstständig agieren und etwas gestalten kann, das allen Schülern zugute kommt. Neben der Verbesserung der von den Schülern empfundenen Qualität ihrer Schule und dem Gefühl, dort gut beheimatet zu sein, ergibt sich aus der Zusammenarbeit von Schülern, Lehrern und Eltern an einem solchen Projekt eine höhere soziale Verbundenheit, ein Einüben von Zusammenarbeit in Teams und eine weitere Möglichkeit, praktisch tätig zu werden und handfeste Ergebnisse zu erzielen. Auch wächst durch solche Projekte die Bereitschaft aller Schüler, nicht nur mit den selbst gestalteten Bereichen, sondern auch mit der Schule insgesamt pfleglicher umzugehen.

Maßnahmen dieser Art können z.B die Verschönerung der Lern- oder Verkehrsbereiche sowie der Toiletten, eine Überdachung eines Teils des Pausenhofs, die Gestaltung einer Kletterwand, den Anbau zur Vergrößerung des Kunstareals, das Erstellen eines zusätzlichen Aufenthalts- und Arbeitsbereichs für die Oberstufe, Aufbauten im Freiraum der Schule u. a. m. betreffen.



Fragen zur Beteiligung der Schule am Planungsprozess

- ? Wie kann sichergestellt werden, dass die Planungen geleitet sind von dem Wissen, dass der Schulbau nicht nur der aktuellen Belegung und heutigen Schul- und Unterrichtskonzepten, sondern auch kommenden Generationen dienen muss (z. B. durch Expertenvorträge, Schulbesuche an Schulen mit zukunftsweisenden Konzepten / Bauten etc.)
- ? Wie kann sichergestellt werden, dass die Schule in den Verhandlungen mit einer Stimme spricht, obwohl in der Schule sehr unterschiedliche Strömungen und Interessengruppen vorhanden sind (Einrichtung einer Planungsgruppe „Bau“; Open Space mit Schülern, Eltern, Lehrern, Behördenvertretern, Gemeinderäten, Planern; präziser Konferenzplan für die Entscheidungsschritte...)?
- ? Wo können die Schüler ihre eigenen Spuren hinterlassen, ohne das Gesamtensemble der Schule zu „verunschönen“?
- ? ...

IV

Schule als lernende Institution – Reformen „von innen“ und „von unten“

Die Schule muss auch darin Vorbild sein, dass sie selbst mit dem gleichen Ernst lernt und an sich arbeitet, wie sie es den Kindern und Jugendlichen vermitteln will. Sie muss eine sich entwickelnde Institution sein und sich zugleich treu bleiben. Ihre Arbeit ist nie „fertig“, weil sie auf sich wandelnde Bedingungen und Anforderungen jeweils neu antworten muss. Ihre Qualität bemisst sich daran, was sie tut, um solche Antworten zu finden. Dazu braucht die Schule Freiraum und übernimmt Verantwortung: für Beobachtung, Kritik, Verständigung und Umsetzung der Ergebnisse in Reformarbeit. Sie muss in der Überzeugung arbeiten können, dass eine bessere Pädagogik nicht „von außen“ und „von oben“ verordnet, sondern jeweils neu mit dem Blick auf die Kinder und Jugendlichen „von innen“ und „von unten“ entwickelt werden muss.

Lehrer arbeiten nicht als „Einzelkämpfer“, sondern im Team: Vom überlasteten Lehrerzimmer zu Teamstationen und Lehrerarbeitsplätzen

In den Standards des ‚Blick über den Zaun‘ heißt es unter Abschnitt 1/2:

- Die Lehrerinnen und Lehrer arbeiten in Teams zusammen.

Die effektive Zusammenarbeit in funktionsfähigen Teams ist ein entscheidender Schlüssel zur Verbesserung der Schulqualität. Vom kollektiven Erfahrungsschatz des Kollegiums können alle profitieren. Unterschiedliche Formen der kollegialen Kooperation in einer Schule haben sich in der Praxis bewährt:

- das Jahrgangsteam, Lernhausteam oder Klassenlehrertandem, das eine Schülergruppe über mehrere Jahre kontinuierlich und mit dem Hauptanteil ihrer Arbeitszeit begleitet;
- die Werkstatt für eine gemeinsame Unterrichtsplanung und Materialentwicklung im Fachbereich;
- das Hospitationsteam, das sich zum kollegialen Unterrichtsbesuch und zur Unterrichtsreflexion zusammensetzt.

Elementar sowohl für die Zusammenarbeit als auch für das individuelle Wohlbefinden ist, dass die Schule neben der strukturiert organisierten und teamorientierten Kommunikation auch die informelle Kommunikation (den „Flurfunk“) auf vielfältige Weise ermöglicht. Sie dient der Transparenz, der gegenseitigen Wahrnehmung und Wertschätzung, der Verständigung und Begegnung.

Das Lehrerzimmer, in dem jedem Lehrer zwischen 1,2 und 1,5 Quadratmeter Fläche zur Verfügung stehen, hat ausgedient. Bislang sollte das Lehrerzimmer auf dieser Flächenbasis sowohl individuelles Arbeiten, Ablage, Kommunikation als auch Konferenzen ermöglichen – und war damit funktional überfrachtet. Die mit dem Ganzttag und dem neuen Verständnis von Unterricht, Lernen und Erziehung verbundenen Anforderungen können durch das traditionelle Lehrerzimmer nicht abgedeckt werden. Mit dem Ganzttag wird die Schule auch zum „Ganztagsarbeitsort“, an dem nicht nur Lehrer, sondern auch eine ganze Reihe weiterer pädagogischer Fachkräfte ihren gleichberechtigten Platz finden müssen. Entsprechend gilt es, die notwendigen zeitgemäßen Arbeitsformen auch räumlich zu unterstützen. Erforderlich wird eine Differenzierung nach fünf Funktionen:

- **Kommunikation:** An zentraler Stelle sollte in einer loungeartigen Teeküche, Cafeteria o.ä. die Möglichkeit gegeben sein, dass sich die Lehrenden in unterrichtsfreien Zeiten informell treffen und austauschen.
- **Konferenz:** Für die Gesamtkonferenzen kann ein Multifunktionsraum genutzt werden, der im Alltag für Unterrichtszwecke zur Verfügung steht. Der tägliche aktuelle Informationsbedarf, der alle erreichen muss, wird z.B. durch Intranet sowie durch elektronische schwarze Bretter abgedeckt.
- **Besprechung:** In den Teamstützpunkten – sei es auf Jahrgangsebene oder auf Fachbereichsebene – muss ein ausreichend großer Konferenztisch für das Team Platz finden.
- **Individuelles Arbeiten:** Insbesondere in Ganztagschulen muss für alle Pädagogen (jede Lehrerin und jeden Lehrer wie auch für weitere pädagogische Fachkräfte) ein Arbeitsplatz zur Verfügung stehen (Teilzeitstellen auf Vollzeit umgerechnet). Diese können in Jahrgangs- oder Fachraumcluster integriert werden. Für die Kapazitätsberechnung darf die Vielzahl der Teilzeitarbeitsstellen, Referendare und Praktikanten ebenso wie das pädagogische Fachpersonal nicht vergessen werden. Ob personalisierte Arbeitsplätze für jeden einzelnen Kollegen oder mobile Angebote zur Verfügung stehen, wird in der Regel von der Größe der Schule abhängen.
- **Rückzug:** Ruheräume tragen wesentlich zur Regeneration im phasenweise sehr belastenden Unterrichtsalltag bei.

Dazu kommen Sanitärbereich (im Idealfall mit Dusche), Garderobe, Kopierstation. Alle diese Funktionen können als Einheit an zentraler Stelle zusammengefasst oder aber räumlich aufgeteilt dezentral organisiert werden. Die Entscheidung darüber hängt wiederum von der pädagogischen Konzeption und der Größe der Schule ab – je nachdem, ob eine Klassen- und Kursorganisation, Jahrgangsteams, Fachraumprinzip, offene Lernlandschaften o. a. bestehen.



Fragen zu den Lehrerarbeitsplätzen

- ? Nach welchem pädagogischen Prinzip soll die Schule organisiert werden (siehe oben S. 3: Jahrgangsteamkonzept oder Lernhaus oder Fachbereichskonzept o. a.)?
- ? Wie muss der Bereich der (pädagogischen) Mitarbeiter strukturiert werden, welche Funktionen sollen zentral, welche sollen – in Abhängigkeit von dem schulischen Organisationsprinzip (s. o.) – dezentral angesiedelt werden?

? Individuelle Arbeitsplätze mit Ablagemöglichkeiten bzw. individueller Rollcontainer mit variablen Arbeitsplätzen,	? informeller Austausch/ Kaffeetrinken
? Computerstationen und WLAN	? Ruhe und Rückzug
? Drucker und Kopierstation	? Information durch die Schulleitung
? Besprechung (Arbeitsgruppen, Gespräche mit Eltern oder Schülern)	? Vertretungsplan
? große und kleine Konferenzen	? (Elektronisches) Schwarzes Brett
	? Postfächer
	? Garderobe
	? Lehrersanitärbereich.
- ? Welche dieser Funktionen sollen schülernah, welche schülerfern angesiedelt werden?
- ? Wie wird die Zusammenarbeit von Lehrkräften und pädagogischen Fachkräften organisiert?

- ? Wo sollen die Räume des Schulbüros / Sekretariats und der Schulleitung / der Schulsozialarbeit platziert und räumlich angeordnet werden? In Verbindung mit einem Empfangsbereich im Eingang der Schule, in Verbindung mit dem / den Lehrerzimmer(n), mit Beratungszimmern?
- ? Soll ein Konzept der „offenen Türen“ realisiert werden? Welchen Stellenwert haben zugleich Ruhe und Konzentration?
- ? ...

Ein guter Schulbau ist nie abgeschlossen: Von einer fixen Standardlösung zu einem lernenden System

In der Vergangenheit war es die Regel, dass der Bau vom Schulträger an die Schule übergeben wurde – und das war es dann vorerst. Dabei wurde übersehen, dass – vor allem dann, wenn es sich um ein modernes Gebäude handelte, das an einer zukunftsorientierten neuen Pädagogik orientiert sein sollte – alle Beteiligten lernen müssen: der Architekt (Funktioniert das Gebäude im Alltag wirklich so, wie er es sich auf dem Papier ausgedacht hat?), der Schulträger (Haben wir an der richtigen Stelle gespart?), die Lehrer (Welche Routinen müssen wir ändern, um die Chancen des neuen Gebäudes zu ergreifen)? Daraus folgt, dass bei der Finanzplanung nicht nur an die Errichtung des Gebäudes gedacht werden darf, sondern zwei zusätzliche Posten zwingend sind. Denn: Ein guter Schulbau ist nie abgeschlossen.

- Einplanung eines festen Haushaltstitels für die Fortbildung und Begleitung der Kollegen, die mit den neuen Räumen produktiv umgehen, d. h. ihre Möglichkeiten auch im Alltag nutzen sollen;
- Sicherung eines Etats für die Evaluation und Nachbesserung der Baumaßnahme ein Jahr nach Inbetriebnahme.

Ein Haus des Lernens bleibt immer „unfertig“. Es muss im Blick auf seine Wandlungsfähigkeit gleichsam als Gerüst zum Weiterbauen geplant werden.



Fragen zur Inbetriebnahme

- ? Wie und durch wen soll die Raum-Fortbildung organisiert werden (z. B. Pädagogischer Tag, Kollegiale Hospitation, Trainer von außen)?
- ? Wie und durch wen werden die Prioritäten für mögliche Nachbesserungen am Gebäude bestimmt?
- ? Wie und durch wen soll Schulbau-Evaluation nach dem ersten Jahr durchgeführt werden (z. B. Fragebögen, aktive Einbeziehung des Schulträgers, „Kritische Freunde“ vom ‚Blick über den Zaun‘)?
- ? ...

Anhang: Übersicht über die Beispielschulen

In diesem Text sind einige Schulen als Beispiel benannt worden. Auf eine ausführliche Vorstellung soll hier verzichtet werden. Über die angegebenen Internetseiten kommt man allerdings zu weiteren Informationen zur Schule.

	Name der Schule (in alphabetischer Reihe)	Internetverweis	Fundstelle im Text
	Genoveva Gymnasium Köln	www.genoveva-gymnasium.de/	10
BüZ	Georg-Christoph-Lichtenberg-Gesamtschule Göttingen-Geismar		10
	Grundschule Landsberger Straße Herford	www.gs-landsbergerstrasse.de/	10
BüZ	Grundschule Unter-Schönmattenweg Schimmeldewoog	www.kleine-schule.de/	9
BüZ	Grundschule Welsberg	http://www.ssp-welsberg.it/schulen/grundschule-welsberg/gs-welsberg.html	14
BüZ	Laborschule Bielefeld	www.uni-bielefeld.de/LS/	11
	Ringstabekk Skole	www.ringstabekk.net/	11
	Schule Bürglen	www.schulebuerglen.ch	11
BüZ	Wartburg-Grundschule Münster	http://www.wartburg-grundschule.de/	8
BüZ	Grundschule Adenbüttel	http://www.grundschule-adenbuettel.de/	16
BüZ	Grundschule Harmonie Eitorf	http://www.grundschule-harmonie.de/	16
	Offene Schule Ilmenau	http://www.assisi-schule.de/	16

Wer an weiterführenden Informationen zum Schulbau interessiert ist, der kann auch im Portal Lernräume aktuell der Montag Stiftungen fündig werden: <http://www.lernraeume-aktuell.de/>

Weitere Broschüren zu Leitbild und Standards des Verbunds,
zu seinen Evaluationsverfahren und Schulen können bezogen werden
über die Website des Schulverbunds (www.blickueberdenzaun.de)

Kontaktadressen

„Blick über den Zaun“

www.blickueberdenzaun.de

*Reformpädagogische Arbeitsstelle „Blick über den Zaun“
an der Universität Siegen*

Axel Backhaus (Redaktion)
Dr. Hans Kroeger

Adolf Reichwein Str. 2
57068 Siegen

Tel 0271/ 740-4716
Fax 0271/ 740-2509

blickueberdenzaun@uni-siegen.de

Schulverbund „Blick über den Zaun“ e. V.

c/o Andreas Niessen
Merheimer Straße 312b
50733 Köln
0221/760 15 60
andreas.niessen@koeln.de

Autor

Dr. Otto Seydel,
Institut für Schulentwicklung,
www.schulentwicklung-net.de,
otto.seydel@t-online.de

